Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Sechsten Bandes erstes Stück.

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen
über Gegenstände der schönen Künste
und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Sechsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1800.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber sieben der ältesten arabischen Gedichte welche unter dem Namen der Moallakat bekannt sind.

Die schätzbarsten Ueberreste arabischer Dichtkunst aus den Zeiten kurz vor Mohammed sind sieben Gedichte, die in den poetischen Wettstreiten auf der jährlichen Messe zu Occadh (einer Stadt in der Landschaft Thehama) den Preis erhalten hatten, und, der Sage nach, mit goldenen Buchstaben auf ägyptischer Seide geschrieben, am Eingange des Tempels zu Mekkah aufgehangen waren, daher sie den Namen el-Moallakat, d. i. der aufgehangenen erhielten. Nirgends findet man den Geist, die Sitten und den Charakter der Araber vor der Revolution, die sie aus kriegerischen Hirtenstämmen zu einem erobernden Volk umschuf, wahrer und

schöner abgemahlt, als in diesen berühmten Gedichten, denen die Stimme der Nation den Preis zuerkannt hatte. Die Geschichte der blutigen Kriege, welche zu den mehresten dieser Poesieen Veranlassung und Stoff gaben, enthält Züge von Wildheit und edlem, selbst zartem Gefühl, von Barbarey und Großmuth, die den sonderbarsten Contrast gewähren, und in denen man eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Geiste und den Sitten der europäischen irrenden Ritterschaft des Mittel-Alters findet. Dasselbe berufsmäßige Herumziehen um Abenteuer aufzusuchen, Beute zu gewinnen, oder Gefahren und Zweykämpfe mit Feinden und reißenden Thieren zu bestehen; dieselbe Unbiegsamkeit, Härte und Rachsucht; aber auch dieselbe Ehrliebe, dieselbe Verpflichtung des Kriegers, Treue und Glauben zu halten, den Unterdrückten zu vertheidigen, und die Unschuld zu beschirmen, dieselbe hohe Achtung gegen das weibliche Geschlecht, dessen Beyfall des tapfern Mannes höchster Wunsch und Lohn war. Ursprünglich bildete sich dieser Geist der asiatischen und europäischen Chevalerie gewiß von einander unabhängig; die Uebereinstimmung war Folge gleicher Lage und gleicher Stufe der Cultur: aber als die Araber in Spanien einheimisch wurden, so mischte sich dann um so eher der schwerfällige und rohe Rittergeist des Nordens mit dem freyeren und schon mehr gebildeten arabischen. Der letztere hatte auch auf die Ritterpoesieen der Spa-

nier und Provenzalen einen unverkennbaren Einfluß, den man selbst in der äußern Form der Gedichte bemerkt. Eine der häufigsten Gattungen provenzalischer Ritterpoesieen, der historische Sirventesio, kommt an Inhalt und Form so ganz mit den arabischen Gedichten überein, welche der Gegenstand dieser Abhandlung sind, daß die Beschreibung, welche in der Literar-Geschichte der Troubadours von den ersteren gegeben ist, auch vollkommen auf die letzteren paßt*). Die Moallakat sind nämlich historische Gedichte, in welchen der Dichter seine Thaten und Schicksale besingt, und der Erzählung seine Empfindungen und Beobachtungen, auch öfters Sittensprüche und Lehren der Weisheit, als Resultate seiner Erfahrung und eines langen Umgangs mit Menschen, einmischt. Dadurch wird ein solches Gedicht zugleich das treueste Conterfey der Seele des Dichters, seiner Art, die

*) Après les poésies galantes des troubadours, les plus nombreuses sont celles que j'ai appelées *historiques*, comme ayant rapport à des faits, à des personnages distingués, et pouvant fournir des materiaux à l'histoire. Tels sont la plupart de leurs *sirventes*, sorte de discours en vers, où les louanges, le reproches, les plaintes, les menaces, les exhortations, les conseils se placent naturellement au gré de l'auteur. . . . Quand elles viennent de personnages illustres, c'est une peinture naïve de leurs sentiments, de leurs passions, de leur façon de voir et de s'exprimer. *Histoire litteraire des Troubadours*, Tom. I. Discours préliminaire, p. LV. LVI.

Dinge anzusehen, seiner Gefühle, Empfindungen und Leidenschaften.

Da meistens Liebe, oder Vertheidigung weiblicher Unschuld, zu kühnen Unternehmungen und gefahrvollen Wanderungen anspornte; so wurde es nach und nach regelmäßige Form, jedes längere historische Gedicht mit dem Ruhme der Schönen zu beginnen, um derentwillen der Dichter die Abenteuer bestand, deren Erzählung den Leser unterhalten soll, oder mit Klagen um ihre Entfernung und um ihren Verlust. Er kommt an den Ort, wo er einst die Geliebte seines Herzens zum erstenmal sah; aber jetzt findet er die Stätte verlassen, und er kann der Geliebten nur die Klagen der Sehnsucht nachschicken, die fruchtlos in der traurigen Einöde verhallen. Nun sucht er sich aufzurichten mit der Erinnerung an die Heldenthaten seiner Jünglingsjahre, zu denen er einst durch Sie begeistert wurde, an die Gefahren, die er bereits um ihrentwillen bestanden hat, an die Zweykämpfe, in denen er beleidigte Ehre und Unschuld rächte, oder an die Gefechte, wo er mit seinen Stammesgenossen in die Schaaren der Feinde eindrang, und ihrer viele erlegte. Den Beschluß macht gemeiniglich ein Lob der Tapferkeit und Gastfreyheit des Stammes, zu dem der Dichter gehört. Dieß ist der Faden, der sich durch die mehresten dieser älteren historischen Gedichte hinzieht, in denen übrigens von einem Gegenstand zum andern oft

mehr übergesprungen als übergegangen wird. Besonders ist der Uebergang von dem Introitus, welcher dem Lobe einer Schönen gewidmet seyn muß, zu dem Thema des Gedichts bisweilen so gesucht, daß es schwer ist, einen Zusammenhang zu entdecken: genug, wenn nur die gewohnte Form beybehalten ist; den Forderungen der Kunst glaubt man dadurch Genüge geleistet zu haben.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der einzelnen Stücke dieser Sammlung *).

Die ältesten Gedichte dieser Sammlung sind gerade diejenigen, welche in derselben, man weiß nicht aus welchem Grunde, die letzte Stelle erhalten haben. Die Verfasser derselben, Amru, Kelthums Sohn, und Hareth, lebten beyde kurz vor Mohammeds Geburt, und recitirten ihre Gedichte oder poetische Reden als Wortführer zweyer feindlicher Stämme vor dem Könige von Hira, Amru, Hin-

*) The Moallakat, or seven Arabian Poems, which were suspended on the temple at Mecca, with a translation and arguments. By *William Jones* Esq. London, 1783. 4. Der arabische Text ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt, welches den Gebrauch sehr unbequem macht. Die in der kurzen Vorerinnerung versprochene Einleitung nebst den Erläuterungen zu diesen Gedichten sind nie erschienen. Die Ausgaben einiger einzelnen Stücke dieser Sammlung werden in der Folge gelegentlich angeführt werden.

da's Sohn, den sich diese Stämme, Bekr und Tagleb, selbst zum Schiedsrichter und Friedensstifter gewählt hatten. Schon seit geraumer Zeit waren sie mit einander im Kriege, den die Ermordung eines angesehenen Taglebiten, Coleibs, veranlaßt hatte. Bey einer anhaltenden Dürre, die in der Gegend, welche die Taglebiten mit ihren Heerden bezogen, alle Bäche und Cisternen aufgetrocknet hatte, wagte eine bewafnete Schaar von diesem Stamme einen Einfall in das benachbarte feindliche Gebiet der Bekriten, um sich mit Wasser zu versehen. Sie wurden zum Rückzug gezwungen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, und ihrer siebenzig kamen vor Durst um. Dadurch wurde die gegenseitige Erbitterung von neuem und heftiger gereizt. Schon rüsteten sich beyde Stämme zu einem Kampfe, der blutiger zu werden drohete, als alle vorhergegangenen. Doch erwacht noch vor dem Beginnen desselben die Erinnerung an einen gemeinschaftlichen Ursprung: man schaudert vor dem Gedanken, daß es Brüder sind *), die sich mit wüthender Rachsucht einander vertilgen wollen. Von beyden Seiten werden Friedens-Vorschläge gethan: man wird einig, den König von Hira um seine Vermittlung zu ersuchen. Von den Taglebiten wird Amru gesandt, ein Mann, den das Gefühl seiner Jugendkraft und der Stolz auf

*) Beyde Stämme hatten den Wayel, Kasiths Sohn, zum gemeinschaftlichen Stammvater.

die Würde seines Stammes mit einer Zuversicht beseelten, die an Uebermuth gränzt; von den Bekriten Hareth, ein Greis von hundert und dreyßig Jahren, der mit der Mäßigung und Klugheit des Alters noch alle Kraft der männlichen Jahre verband, und die Sache seines Stammes so geschickt zu führen wußte, daß das Urtheil des Königs für denselben entschied.

Den Geist und Charakter jedes dieser Gedichte kann man im Allgemeinen schon aus dem ahnden, was von ihren Urhebern gesagt ist. Amrus Gedicht athmet Feuer, Kühnheit und Ungebundenheit. Der Dichter springt von einer Empfindung zur andern, von einem Gegenstand auf den andern über, wie es ihm seine Phantasie eingiebt, die weder Regeln noch Fesseln kennt. Die einzige Spur von Beobachtung einer Regel ist, daß, nach der gewohnten Form, der Eingang des Gedichts der Erinnerung an die Geliebte und dem Preise derselben gewidmet ist: dann wendet sich der Dichter sogleich ohne allen Uebergang an den König, dessen Ausspruch das Recht entscheiden, und den Frieden zwischen beyden Stämmen wieder herstellen soll. Er ermahnt ihn, sich in seinem Urtheile gegen einen Stamm von den Vorzügen und der Würde des seinigen nicht zu übereilen: mit Begeisterung erhebt er desselben Tapferkeit, Großmuth und nie unterjochte Unabhängigkeit.

Ins Schlachtgetümmel führen wir,
Wie Heerden zu der Tränke,
Die weissen, blendenden Paniere.
Sie löschen ihren Durst, und kehren,
Von Blut geröthet, heim.
Schön, rühmlich waren jene Tage,
An denen wir uns kämpfend
Den Fesseln eines Königes entwanden!
Wie manchen Tapfern, dessen Haupt
Ein Diadem umgab,
Verließen wir dahin gestreckt
Auf dem Gefild' des Todes,
Das schön geschirrte, reichgeschmückte
Roß an seiner Seite.

Unter den Vorzügen seines Stammes rühmt der Dichter selbst die Treflichkeit seiner Pferde und Waffen und die Schönheit seiner Frauen: er feyert das Andenken an die Helden, die aus diesem Stamme entsprossen sind, und an die Thaten derselben; ihre Nachkommen sind Erben ihres Ruhms und ihrer Tugenden: Freunde haben an ihnen Wohlthäter und Beschützer, Feinden sind sie Schrecken und Verderben: auch die Bekriten, an die sich der Dichter einigemale wendet, müssen dieß durch ihre Erfahrung bekräftigen. In jeder Gegend, die ihnen gefällt, schlagen sie ihre Gezelte auf, und niemand darf es wagen, sich den Triften zu nähern, wo ihre Heer-

den weiden. »Wer sich,« schließt der Dichter, »nach unserm Willen fügt, findet bey uns sichern Schutz; aber hart ist die Züchtigung dessen, der sich uns widersetzt. Stolz weisen wir Geschenke derer zurück, die unsern Unwillen gereizt haben: der Cisternen klarestes Wasser ist unser Trank; nachdem wir es getrübt haben, löschen andere ihren Durst. Uns ist der Erdkreis sammt seinen Bewohnern, niemand kann unserm Arm widerstehen. Andere mögen eines Tyrannen Joch und trotzigen Uebermuth dulten, wir erniedrigen uns nie durch Unterwerfung unter seinen Willen. Man nennt uns gewaltthätig; und doch reizen wir niemand durch Beleidigungen; aber wer nicht abläßt, uns zu schmähen, fühlt unsers Grimmes Heftigkeit. Kaum ist ein Knabe unsers Stammes von der Mutter Brust entwöhnt, so beugen die stolzesten Führer fremder Stämme huldigend vor ihm die Kniee. Wir zwingen unsere Feinde des Todes ungemischten Trank zu kosten, und schrecklich ist in der Feldschlacht ihre Niederlage. Mit unsern Gezelten füllen wir die Erde, bald wird sie uns zu enge seyn; unsere Schiffe bedecken den Rücken des Meers.«

Mit Amrus jugendlichem Dünkel und aufbrausendem Uebermuthe macht Hareths, des Wortführers der Bekriten, weise Mäßigung und männliche Beredtsamkeit einen schönen Contrast. Man findet in seinem Gedichte Plan, und selbst eine Art von

Kunst in der Composition. Nach der hergebrachten Form mußte es mit Frauenlob beginnen: die Schönen, deren Reizen und Tugenden der Dichter huldiget, sind die Gemahlin und die Mutter des Königs; und den Vater des Fürsten, so wie ihn selbst, preiset er als Muster von Gerechtigkeit, Tapferkeit und Grosmuth. Er ruft dem Könige ins Andenken zurück, daß es der Stamm Bekr war, der den Tod seines Vaters an den Kriegern des Königs von Ghassan rächte. Auch die Bekriten zählten von jeher viele Tapfere unter sich, deren Thaten noch in aller Gedächtnis leben, und die der Dichter den von seinem Gegner gepriesenen Taglebiten entgegensetzt. Er eröfnet die Vertheidigung seines Stammes mit Ruhe und Mäßigung; aber mit dem Fortgange seiner Rede wird sein Unwille rege, indem er zeigt, daß die Taglebiten es waren, die durch ihren Uebermuth und durch ihre Gewaltthätigkeiten das Feuer des Kriegs entzündeten, und die Schrecknisse desselben herbeyführten: »Ein feindseliges Geschick, ein unglückbringendes Gestirn hat Ungemach und Elend über uns gebracht, hat Wehe und Kummer über unsere Tage verbreitet. Taglebs Söhne, unsere Brüder, überschritten der Billigkeit Gränzen; sie kränkten uns mit ungerechten Vorwürfen, sie bürdeten uns Verbrechen auf, an denen wir nie Theil hatten; der Schuldlose war ihnen gleich dem Schuldigen, vor ihrem Hasse schützte die tadelloseste Unschuld

nicht. Jeden Stamm, der in diesen weiten Steppen seine Gezelte aufschlägt, wähnten sie mit uns verbündet zu ihrem Verderben. Im Dunkel der Nacht sammelten sich ihre Krieger, und als der Morgen dämmerte, erscholl Kriegsgetös und Waffengeklirr, das Wiehern der Rosse und das Brüllen der Kameele. — Der Du durch trügerische Worte in Amrus Augen uns herabzusetzen suchst, kannst Du hoffen, daß die Wahrheit stets verborgen bleibe? Wahrlich, Deine Verläumdungen vermögen nicht, unsern Ruhm zu schmälern. Schon öfter tastete ihn unserer Feinde Misgunst an, doch mehrt' er sich von Tag zu Tag, trotz den Bestrebungen ihres Hasses. Wenn unsers Ruhmes Glanz der Völker Augen blendete, wenn sie neidischer Erbitterung voll auf uns blickten, da erhob ein günstiges Geschick zu unserem Schutze einen dichten Fels, dessen hoher Gipfel die schwärzesten Wolken zerstreuete.« — Uebrigens enthält Hareths Gedicht eine Menge von Anspielungen auf Vorfälle, die uns entweder gar nicht, oder doch sehr unvollständig bekannt sind, so gegenwärtig sie auch seinen Zuhörern seyn mochten.

Ein Zeitgenosse der beyden vorhergehenden Dichter war Tarafah, der Verfasser des Gedichts, welches in der Sammlung der Moallakat die zweyte Stelle einnimmt. Sein poetisches Talent, das sich früh entwickelte, machte ihn bey dem Könige von Hira,

Amru, so beliebt, daß ihn dieser seinem jüngern Bruder und bestimmten Nachfolger als Begleiter zugesellte. Aber einem Jüngling, der mit leichtem, unbefangnem Frohsinn einen Witz verband, der sich oft auf anderer Kosten belustigte, mußte der Umgang mit Großen leicht verderblich werden. Er überließ sich dem Spotte über Lächerlichkeiten und Thorheiten des Königs und seiner Günstlinge so unvorsichtig, daß er bald ein Opfer ihrer gereizten aber lang verheelten Erbitterung wurde. Der König sandte ihn an den Statthalter einer entlegenen Provinz mit einem versiegelten Schreiben, welches den Befehl zur Hinrichtung des Ueberbringers enthielt. Tarafah vollzog seinen Auftrag, aller Warnungen seiner besorgten Freunde ungeachtet, und er mußte seine Arglosigkeit zu spät bereuen.

Die nächste Veranlassung zu dem Gedicht, welches wir von ihm besitzen, gab ein Vorfall, der sich noch während seines Hirtenlebens ereignete. Der Dichter und sein Bruder waren mit einander übereingekommen, wechselsweise einen Tag um den andern ihre Heerden vor den Ueberfällen eines benachbarten feindlichen Stammes zu bewachen. Tarafah, dem sorglosen Genusse der Lebensfreuden und den Spielen seiner Phantasie dahin gegeben, war ein so nachlässiger Hüter der gemeinschaftlichen Heerde, daß sie einst von dem Feinde weggetrieben wurde. Vergebens suchte er seine Stammesgenossen zu bewe-

bewegen, mit ihm gegen die Räuber auszuziehen. Bittere Vorwürfe der einen über eine Lebensart, die ihn und seine Familie entehre, und höhnender Spott der andern, die ihn aufforderten, durch seine Verse die geraubten Kameele wieder zurück zu bringen, veranlaßten ihn, das wirklich zu versuchen, was man im Ernste zu vermuthen für lächerlich hielt, und sich zugleich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Sein Einfall gelang. Einer, der Oberhäupter seines Stammes, den er durch eine schmeichelnde Aeußerung in seinem Gedichte zu gewinnen gewußt hatte, sandte ihm hundert Kameele zum Geschenk, und ersetzte dadurch den Verlust, den die beyden Brüder durch die Räuber gelitten hatten.

Der Dichter beginnt mit Klagen über die Entfernung der Schönen, deren Reize er besingt. Seine traurige Stimmung zu verscheuchen, besteigt er ein Kameel, das ihn schon oft glücklich durch Einöden und gefahrvolle Abenteuer getragen hat. »Auf diesem Kameele« — fährt er nach einer langen und für einen europäischen Leser ermüdenden Beschreibung desselben fort, um zum Preise seines Muthes überzugehen, »auf einem solchen Kameele durchfahre ich wilde, wasserlose Wüsten, vor deren Schrecknissen des muthigsten Gefährten Brust zurückebebt, deren Gefahren nur ein Held entgegen geht.« Aber nicht

aus misanthropischer Ungeselligkeit, nicht aus Kargheit, um sich den Pflichten der Gastfreundschaft zu entziehen, besucht der Dichter Einöden: der verirrte Wanderer findet bey ihm stets Herberge und der Hülflose Schutz. Nie sucht man ihn vergebens im frohen Kreise der Zechenden: umgeben von muntern Jünglingen und reizenden Mädchen, deren Gesang das Herz zu Freude und Liebe stimmt, verwendet er seine Güter nur auf den Genuß der Freuden des kurzen Lebens, unbekümmert um die Vorwürfe seiner Verwandten, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen haben. Dafür preisen die Dürftigen seine Milde, und die heerdenreichen Bewohner der weiten Triften seinen Muth. »Der Du mich tadelst, daß ich mich unter kämpfende Schaaren stürze, und dem Genusse mich weihe, kannst Du mir Unsterblichkeit zusichern? Vermagst Du den Streich des Todes nicht abzuwenden, so laß mich im Genusse der Güter, die ich besizze, ihm entgegen gehen. Wahrlich, es gälte mir gleich, wie bald oder spät meine Gefährten an meinem Grabe trauern, wären nicht d r e y Dinge, die dem Leben des Jünglings Reiz gäben. Am frühen Morgen, vor des mürrischen Tadlers Erwachen, sich mit dem dunkelrothen, perlenden Safte der Trauben zu laben: dem von Feinden umringtem Krieger auf einem sich bäumenden Rosse zu Hülfe zu eilen, Schrecken um sich verbreitend, wie eine Hyäne, die von dem Geräusche menschlicher Fußtritte aufge-

schreckt wird, und: den trüben, regnichten Tag unter dem ausgespannten Zelte in süßen Tändeleyen mit zarten, schön geschmückten Mädchen zu kürzen. Gleich sind die Grabeshügel des grämlichen Kargen, der seufzend auf seine gehäuften Schätze hinblickt, und des Sorglosen, der im frohem Genusse das väterliche Gut verschleudert. Beyde deckt ein Haufe kalter, stummer Steine. Der Tod wählt sich die Edelsten der Helden zu Schlachtopfern, und zum Eigenthum die auserlesensten Schätze zusammen scharrender Reichen. Ein Schatz, der mit jeder Nacht abnimmt, ist unser Leben; auf immer dahin ist was die Zeit jeden Tag mit sich fortreißt.“ — Bey diesen Grundsätzen muß der Dichter freylich die Vorwürfe seiner Verwandten sehr unbillig finden, über deren Betragen er sich dann auch um so bitterer beschwert, je weniger er sich bewußt ist, irgend eine Pflicht gegen sie verletzt zu haben. Nie entzog er sich einer Gefahr, wenn er zur Hülfe aufgefodert wurde. „Tastete ein Verläumder eure Ehre an, so zwang ich ihn, ohne erst zu drohen, einen Becher aus der Cisterne des Todes auszuleeren.“ Eines solchen Mannes Werth würden andere Verwandte besser zu schätzen wissen; sie würden ihn nicht der Armuth und Verachtung Preis geben. Nach einer wiederholten Schilderung seines Muthes fordert er seines Bruders Tochter auf, ihn, wenn er einst im Kampfe gefallen seyn werde, auf eines Helden würdige Art

zu betrauern, und seinen Ruhm durch ihre Gesänge zu verherrlichen *).

Einen rauheren und ungestümeren Geist verkündigt das fünfte Gedicht. Sein Verfasser, Antara, wird als der kühnste Held der Absiten gepriesen. Zween Jünglinge des Stammes Dhobian hatten sich erkühnt, ihn, ohne daß er sie gereizt hätte, zu lästern. Die Schilderung seiner Heldenthaten soll ihn rechtfertigen und die Verläumder schrecken. »Friedlich bin ich, und mild,« sagt der Dichter nach dem gewöhnlichen Eingang, worin er die Trennung von seiner geliebten Abla betrauert, und den Leser mit einer Beschreibung des Kameels, auf dem er ihr nacheilt, unterhält, »Friedlich bin ich und mild, läßt man mich ungekränkt, aber gereizt ist meine Rache unerbittlich, und meinem Widersacher herb wie Coloquinthen. Manchen Geliebten einer Schönen, deren Reize keines Schmuckes bedurften, verließ ich auf dem Kampfplatz dahin gestreckt, daß aus den mit meiner Lanze weit geöffneten Adern rauschend mit seinem Blute sein Leben hinwegrann. Ein plötzlicher, mit verdoppelter Kraft geführter Streich kam seinem Angriffe zuvor, aus der tiefgebohrten Wunde quoll ein Strom, an Farbe der Anemone gleich.

*) Tarafa's Gedicht hat J. J. Reiske im Jahre 1742 zu Leyden mit einer lateinischen Uebersetzung und einem sehr ausführlichem und gelehrten Commentar herausgegeben.

Geh; frage, o Malecks Tochter, kennst du meine Tapferkeit noch nicht; frage die Krieger, die Genossen meiner Kämpfe waren; vernimm, wie ich, angeheftet am Sattel meines edlen, im Schweiße schwimmenden, mit Wunden bedeckten Rosses vorwärts drang in das Schlachtgetümmel, eingeschlossen vom Gedränge tapferer Helden mit gespannten Bogen. Bezeugen wird, wer je an meiner Seite kämpfte, daß ich ungestüm bin im Kampfe, aber unbekümmert um Beute. Manchen geharnischten Streiter, vor dessen Anblick der Kühnste erbebte, zu stolz, durch schnelle Flucht, oder durch entehrende Unterwerfung sich zu retten, hat dieser Arm mit dem Stoße einer geraden, unbiegsamen Lanze zu Boden gestreckt! Weit geöfnet war der Wunde Rand; des hervorströmenden Blutes Rauschen rief von Hunger gequälte, im Dunkel der Nacht Raub suchende Hyänen herbey. Meine behende Lanze durchbohrte seine Eisen-Hülle; und kein Krieger, wie tapfer er auch sey, vermag ihr zu entgehen.«

Wenn man in Antara den rauhen Krieger hört, der sich nur in Gemälden blutiger Kämpfe und gefallner Streiter gefällt; so vernimmt man in Zoheir die sanfte Stimme eines ruhigen Weisen, der Friede verkündigt und preiset. Ein blutiger Krieg hatte vierzig Jahre lang zwischen den Stämmen Abs und Dhobian gewüthet. Der Friede war

kaum wieder hergestellt, als Hossain, ein Dhobianite, den Tod seines Vaters, der im Laufe des erwähnten Krieges getödtet worden war, an einem der edelsten Absiten rächte. Man griff aufs neue zu den Waffen, und schon rückten die Absitischen Krieger an, um den Friedensbruch zu ahnen, da sandte Hareth, eines der Oberhäupter der Dhobianiten, im Einverständnisse mit Harem, einem andern angesehenen Manne dieses Stammes, seinen Sohn mit einem Geschenk von hundere Kameelen, als Sühnopfer für den gemordeten Absiten, zu dem Zelte des feindlichen Anführers, dem er zugleich sagen ließ, er hoffe, die Milch der Kameele werde ihm lieber seyn, als das Blut seines Sohnes. Die Genugthuung wurde angenommen, und der Friede wieder hergestellt. Diese glückliche Aussöhnung feyert Zohair in seinem Gedicht, worin er die Edlen preiset, deren Großmuth zwey Stämme wieder vereinigte, die ein unseliger Krieg so lange entzweyt hatte, die Schrecknisse desselben unter dem Bilde eines Ungeheuers schildert, das immer von neuem gebiehrt, und den verwünscht, dessen unedle Rachsucht diesen Krieg wieder anzufachen drohete. Der Dichter war ein achtzigjähriger Greis: »ich bin,« sagt er von sich, »der Mühseligkeiten des Lebens überdrüßig; wer achtzigmal den Kreislauf des Jahres gesehen hat, den wird das Leben nicht minder ekeln.« Unter allen Gedichten

dieser Sammlung hat daher das seinige am wenigsten poetischen Schwung: dafür enthält es desto mehr Weisheits-Sprüche und Regeln der Lebensklugheit, Resultate einer langen Erfahrung und einer sorgfältigen Beobachtung des Weltlaufs. Zur Probe nur einige solcher Sätze, die das Gedicht beschliessen.

»Wer Treue und Glauben hält, entgeht der Schmach; wer zum sichern Ruheplatz der Unschuld seinen Lauf richtet, kommt nie in Verlegenheit.«

»Auch den, der zaghaft stets dem Tode zu entfliehen sucht, ereilt er endlich, erstieg er auch auf einer Leiter die Wolken.«

»Wer Güter besitzt, und mit ihnen geizt, der entfremdet seine Stammesgenossen von sich, und setzt sich ihrem Tadel aus.«

»Wer sich stets von andern Lasten auflegen lässet, und sich nie aus verächtlicher Niedrigkeit empor zu heben sucht, wird endlich einmal bittere Reue empfinden.«

»Wer sich selbst nicht ehrt, wird auch von andern nicht geehrt.«

»Wer von seiner Cisterne Zudringliche nicht mit Lanzen abhält, wird sie bald verschüttet sehen: wer nie angreifen will, wird endlich unterdrückt.«

»Wer den Tadel der Menschen nicht achtet, setzt sich demselben aus.«

»Wer seine Wohlthaten an Unwürdige verschleudert, verwandelt seinen Ruhm in Schmach.«

»Des Menschen eine Hälfte ist die Zunge, die andere sein Herz; das übrige ist nichts als eine Gestalt von Blut und Fleisch *).«

Lebid, der Verfasser des vierten Gedichts dieser Sammlung, war ein Zeitgenosse Mohammeds, und starb zu Cufa im Jahr 662 christlicher Zeitrechnung unter der Regierung des fünften Chalifen, Moawiah, in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren. Ein so heftiger Gegner des Propheten er anfangs war, ein so eifriger Anhänger desselben wurde er, als ihn die Schönheit und Kraft einiger poetischen Stellen des Korans zur Annahme der neuen Lehre bewogen hatte; und Mohammed selbst war stolz darauf, einen der berühmtesten und geschätztesten Dichter der Nation gewonnen zu haben. Das Gedicht, welches wir von ihm besitzen, und noch vor seinem Uebergang zum Islamism verfertigt ist, scheint durch keinen besondern Vorfall veranlaßt worden zu seyn, sondern preiset überhaupt den Muth, die Tapferkeit und Gastfreyheit des Dichters. Es beginnt mit einer mahlerischen Schilderung der Gegend, wo ehemals das Lager eines Stammes, un-

*) Zohair's Gedicht hat der Verfasser dieser Abhandlung zu Leipzig im Jahr 1792 mit einer lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben.

ter dem er eine Geliebte gefunden hatte, gestanden war. Schon längst hat jener Stamm diesen Ort wieder verlassen, und jetzt ist er eine Einöde, in welcher die Zeit fast jede Spur ehemaliger Wohnungen vertilgt hat. Die Stelle, wo einst Nawara's Zelt stand, kann man nicht mehr erkennen, die Winde haben sie mit Sand bedeckt. Auf der Ebene, die vormals mit Gezelten bedeckt war, um die noch hie und da umherliegenden Ueberreste von Feuerheerden, irrt jetzt das Wild umher. Wilde Disteln heben hier ihre Häupter empor, in des Thales Seitenwänden wohnen Gazellen, die für ihre eben geworfene Jungen in dieser Wildniß ein ruhiges Lager finden, wo sie vor allen Nachstellungen der Jäger sicher sind: die von der Mutter entwöhnten Jungen weiden heerdenweise auf der benachbarten Ebene sorglos und ungestört. Vergebens sucht sich der Dichter von dem Gedanken an die Geliebte, deren Trennung ihn mit Schmerzen erfüllt, los zu reißen: er muß ihr nachziehen, und das Kameel, das er in dieser Absicht besteigt, wird von ihm ausführlich geschildert. Die Schnelligkeit desselben vergleicht er bald mit einer vom Winde fortgetriebnen Wolke, bald mit einem wilden Esel, der wüthend vor Durst zu einer Quelle rennt, bald mit einer Gazelle, die in Thälern und auf Hügeln ängstlich ihr Junges sucht, das im Walde von Hyänen zerrissen ist. Der Dichter ereilt seine Nawara; aber er findet sie sprö-

de. Er vergilt ihre Kälte mit Gleichgültigkeit, und schildert die fröhlichen Gelage, die ihn für die Freuden der Liebe entschädigen. Dieß führt ihn auf das Lob seiner Gastfreyheit und aller der mit ihr verschwisterten ruhmwürdigen Eigenschaften, die das Bild eines edlen Arabers vollenden: „An wie manchem kalten Morgen, wenn rauhe Winde heulten, deren Zügel die Hand des Nords regierte, hat mein Zelt den Wanderer vor ihren Stürmen geschützt! Eil' ich meinem Stamme zu Hülfe, so trägt meine Waffen ein schnelles Roß, dessen Zügel, fest um meine Lenden geschlungen, statt des Gürtels mir dienen. Ich besteige einen Hügel, des Feindes Lager auszuspähen; ein kleiner Raum trennt uns von ihm, und unser Wolken an fliegender Staub erreicht seine Fahnen. Sinkt dann die Sonne in Dunkelheit, und der Schleyer der Nacht verhüllt der Feinde Hinterhalt, so steig' ich in das Thal hinab: mein Roß erhebt seinen Nacken, gleich dem schlanken Aste einer hochstämmigen Palme, an welcher der, der seine Früchte brechen will, nicht hinanzureichen vermag. Angespornt fliegt es gleich einem fliehenden Strauße über die Ebene hinweg, das Geschirr schlägt in der Heftigkeit seines behenden Laufes um seine Seiten; ein Strom rinnt von ihm herab; sein Gurt ist in dem siedenden Schaum gebadet. Es hebt sein Haupt; frey, mit verhängtem Zügel fliegt es dahin; es eilt zum Ziele wie zur Quelle eine Taube, die brennen-

der Durst peinigt. Unter meinem Zelte glaubt sich der Wanderer in Tebala's fruchtbares, üppiger Blüthen volles Thal versetzt. An meines Gezeltes Seile schleicht jedes alte Mütterchen, von Hunger abgezehrt, und von Elend darnieder gedrückt. Wenn Winterstürme auf der kahlen Ebene unter sich kämpfen; so umgeben meinen Tisch hungrige Waisen, die sich gierig in die Bäche meiner Mildthätigkeit stürzen. — In der Versammlung der Stämme erhebt sich stets ein Held aus unserm Blute entsprossen, dessen Muth und Kraft das Schwerste besiegt. Jedem theilt er gleichen Antheil zu; er verwaltet unter den Stämmen das Recht; Zorn ergreift ihn, wenn es geschmälert wird; um anderer Rechte zu befestigen, opfert er die seinigen. Er handelt mit Grösse der Seele und Edelmuth, überschüttet mit dem Thaue seiner Wohlthätigkeit jeden der Hülfe sucht, und streuet um sich die Schätze die er erbeutet hat, den Lohn seiner Tapferkeit. Er gehört einem Stamme an, dessen Väter Muster der Vollkommenheit sind, und jeder Stamm, der mit uns verwandt ist, hat Vorbilder der Treflichkeit.« — Unter allen Stücken dieser Sammlung hat Lebids Gedicht den größten poetischen Werth. Die Schilderungen dieses Dichters sind mannigfaltig und lebendig, seine Bilder neu und überraschend, und seine Empfindungen edel.

Ein Zeitgenosse Lebids war Amral-Kais, der, nach vergeblichen Versuchen die seinem Vater entrissene Herrschaft über einige arabische Stämme wieder zu erhalten, nach Ancyra in Galatien floh, und daselbst in der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts starb. Sein Gedicht *) welches die Samlung der Moallakat eröfnet, enthält die Schilderung verschiedener Liebesabenteuer und der auf denselben bestandnen Gefahren, denen auch eine lange Beschreibung des Kameels eingewebt ist; hat aber übrigens wenig Hervorstechendes, und ist voll gesuchter Gleichnisse und Anspielungen, die einem europäischen Leser schon deshalb nicht sehr gefallen können, weil sie ihm erst durch mancherley Erläuterungen verständlich werden müssen.

*) G. J. Lette gab es zu Leyden im Jahre 1748 in Verbindung mit Caabs Lobgedicht auf Mohammed heraus.

Lateinische Fabulisten.

Die äsopische Fabel hat die Aufmerksamkeit der Römer nur in einem sehr geringen Grade auf sich gezogen. Als sie einige Bekanntschaft mit der Litteratur der Griechen errichteten, als sie anfingen die poetischen Kunstwerke dieser Nation zu übersetzen und nachzubilden, war die äsopische Fabel noch nicht als selbstständige Dichtung vorhanden, und ihren rhetorischen Gebrauch scheint der ernste Charakter der römischen Beredsamkeit nicht sonderlich begünstigt zu haben. Einige Anspielungen auf äsopische Erfindungen, und hier und da, aber immer nur sparsam, gelegentlich eingewebte Fabeln zum Schmuck eines größern Ganzen, ist, wie es scheint, alles, was die römische Literatur in dem Zeitraume der Republik in dieser Gattung aufzuweisen hat a).

a) Die Fabel des Menenius Agrippa beym Livius II. 32. muß wahrscheinlich zu den Verschönerungsmitteln gerechnet werden, mit denen die römi-

Ennius, der Vater der römischen Poesie, war, so viel wir wissen, der erste, welcher einen solchen gelegentlichen Gebrauch von den Erdichtungen griechischer Fabulisten gemacht hat. Mit Geschicklichkeit und Anmuth, wie uns ein römischer Schriftsteller versichert *b*), hatte er die Fabel von der Lerche (Cassita) in eine seiner Satyren verflochten und ihr ein poetisches Gewand geliehen. Andere alte satyrische Dichter haben ihn vielleicht hierinne nachgeahmt; wenigstens hat ein Dichter, welcher keine Schönheit seiner Vorgänger verloren gehen ließ, der geistvolle Nachahmer Lucils, einige seiner Satyren durch Anführungen äsopischer Fabeln geschmückt. Unter allen alten Dichtern war Horatz der erste und einzige, welcher die Fabel in das Gebiet der Dichtkunst führte, und, nicht zufrieden ihr den äußern Schmuck des Sylbenmaaßes zu lei-

---

schen Geschichtschreiber den Lückenhaften Stoff der alten römischen Geschichte zu heben suchten. Wenigstens kann aus diesem einzelnen Beyspiele nicht auf einen häufigen Gebrauch der äsopischen Fabel geschlossen werden.

b) Gellius N. A. II. 29. Hunc Aesopi apologum Q. Ennius in Satiris *scite* admodum et *venuste* versibus quadratis composuit: quorum duo postremi isti sunt, quos habere cordi et memoriae operae pretium esse hercle puto:

Hoc erit tibi argumentum semper in promtu situm:
Ne quid expectes amicos, quod tute agere possies.

Vergl. Avian. Fab. XXI. Babrius nr. 353. ed. Hauptm.

hen, die erdichtete Handlung wie eine wirkliche behandelte, ihr Inneres beseelte und sie zum Range einer selbstständigen Schönheit erhob *c*).

Aehnliche Versuche römischer Dichter nach Horatz sind mir nicht bekannt *d*). Erst unter der Regierung Tibers tritt die äsopische Fabel, scheinbar unabhängig, in Latium auf. Denn um diese Zeit behandelte

---

c) Horat. I. Epist. X. 34 — 38. Vergl. Aristotel. II. Rhetor. 20. Aesop, p. 251. ed. Haupt. — II. Serm. VI. 83. ff. Vergl. Nachträge z. Sulzer. V. Th. I. St. 196. f S.

d) Nikol. Heinsius vermuthet zwar, daß ein gewisser C. Melissus, dessen Ovid ex Ponto IV. Ep. XVI. 30. als eines dramatischen Dichters Erwähnung thut, äsopische Fabeln geschrieben habe, weil Svetonius von ihm ineptiarum seu jocorum libellos in Verbindung mit Mimen anführt. Dieser Grund ist sehr dürftig. Wenn Phädrus seine Fabeln an mehrern Stellen jocos nennt, so folgt daraus noch gar nicht, daß auch ein Literator bey einer Anführung ihnen diesen Titel beylegen, oder daß dieses Wort überhaupt zur Bezeichnung äsopischer Fabeln gebraucht werden könnte. Wenn Horatz seine kleinern Gedichte nugas nennt, dürfte es uns darum einfallen, ihnen den Titel Horatii nugas beyzulegen? Das Wort ineptiarum, welches einen Theil jenes Titels ausmacht, ist der Vermuthung des holländischen Philologen noch mehr im Wege. Es kann jenes Wort also im eigentlichen Sinne eine Sammlung von Scherzen und kurzweiligen Erzählungen gewesen seyn.

Phädrus *e*)

die Erfindungen Aesops in römischer Sprache, wie sie Babrius, vielleicht noch vor ihm *f*) in griechischer behandelt hatte, und übertrug sie, mit mancherley eigenem vermischt, in lateinische Jamben. Ich darf nicht unterlassen, der ästhetischen Beurtheilung dieses Dichters einige literarische Notizen über die Zeit seines Lebens und die in Anspruch genommene Authentizität seiner Fabeln vorauszuschicken.

Alles, was wir von diesem Dichter wissen, muß aus seinen eigenen Schriften geschöpft werden. Der Titel der Handschrift, in welcher er sich erhalten hat *g*), nennt ihn einen Freygelassenen des August, und er selbst erwähnt des Sejan, als seines Anklägers

e) Oder, wie Marquard Gudius lieber wollte, Phäder. S. Burmanns Vorrede S. IX. ed. sec. In der Vorrede des Avianus heißt er indeß Phaedrus, und auch diese Form ist der lateinischen Sprache nicht fremd, wie Fabrizius zeigt in Bibl. Lat. T. II. p. 25. ed. Ern. Vergl. Ruhnken z. Vellejus I. 16. p. 65.

f) S. Nachträge z. Sulzer. V. Th. 2 St. 295 S.

g) Aus welcher ihn Pithorus im J. 1596. zum erstenmal ans Licht zog, ohne, dem Gebrauche seines Zeitalters gemäß, genauere Nachricht von ihm zu geben. Man weiß nicht, was aus dieser Handschrift geworden, und ob sie noch vorhanden ist. Auch Rigaltius (Rigaut) benutzte diesen und außer demselben einige Blätter mit Fabeln des Phädrus, die er von Sirmond erhielt.

klägers und Verfolgers *b*). Wenn wir diese Zeugnisse gelten lassen wollen, so fiel die Zeit seiner Jugend in die Regierung Augusts *i*), die Zeit seines Alters unter die Regierung Tibers. Aus einigen Stellen seiner Fabeln läßt sich schließen, daß er sie, wenigstens zum Theil, in seinem Alter geschrieben *k*), und es ist wahrscheinlich, daß er sie

b) Prolog. L. III. 41.

Quod si accusator alius Sejano foret,
Si testis alius, judex alius denique,
Dignum faterer esse me tantis malis.

Da man aus dieser Stelle nicht sehen kann, was den Phädrus eigentlich ins Unglück gebracht habe, so vermuthet man, daß in seinen Fabeln Anspielungen enthalten seyn möchten, die man bey dem mistrauischen Tiber gegen ihn benutzt habe. Bey L. I. XVII. sagt Burmann: Certe latet in hac fabula aliquid satyrici in sui temporis ineptos Deorum cultores: forte et Tiberium sub Jovis persona, et Romanos sub canum intellexisse potuit, qui a Sejano vexati melioris vitae tempora petunt. Leere Vermuthungen, um eine elende Erzählung zu retten, die nicht gerettet werden kann. Auch bey der XIX. F. desselben Buches soll Phädrus den Tiberius im Sinne gehabt haben; und so an mehrern Stellen.

i) L. III. F. X. erzählt er einen Rechtshandel, der von August geschlichtet wurde (V. 39.) und von dem Phädrus ausdrücklich sagt (V. 8.): er habe sich zu seiner Zeit zugetragen. Eine Anekdote von Tiber erzählt er II. 5.

k) Daß dieß mit Sicherheit aus der I. F. des III. Buches (anus ad amphoram) geschlossen werden könne, weil er zum Schlusse sagt: Hoc quo pertineat, dicet qui me noverit, möchte ich nicht behaupten. Wenigstens findet Funke Apologia pro Phaedro p. 36. hier keine Anspielung auf das Alter des Dichters, sondern vielmehr die Erklärung, daß man sein Verdienst und seine Kenntnisse nicht nach den wenigen Bruchstücken beurtheilen dürfe, die man davon in seinen Fabeln fände.

nicht eher als nach dem Tode Sejans ans Licht gestellt habe *l*).

Seiner eigenen Versicherung zu folge war Thrazien sein Vaterland. In dem Vaterlande der Linus und Orpheus, auf dem pierischen Hügel, hatte er das Licht erblickt *m*); frühzeitig war er mit den Wissenschaften bekannt geworden; denn, wie er

l) Wenigstens werden die des dritten Buches, in dessen Prolog er den Sejan namentlich angreift, nicht früher erschienen seyn. Marquardus Gudius glaubte sogar, daß sie nicht eher als nach Tibers Tode bekannt geworden wären. Allzu scharfsinnig ist es, wenn er einen Grund zu dieser Behauptung in der Fabel von der Hyder zu finden glaubt, die den Fröschen zum Könige gegeben wurde. Diese Hyder soll den Caligula bezeichnen, weil Svetonius in dem Leben dieses Kaysers c. XI. erzählt, Tiberius habe vom Caligula gesagt: Exitio suo communique Cajum vivere, et se *natricem* populo romano, Phaethontem orbi terrarum educare. Diese Vermuthung, welche Anhänger gefunden hat, fällt durch die Bemerkung über den Haufen, daß die ganze Fabel griechischen Ursprungs ist. (cf. Aesop. 167.) Burmann benutzte Gudius Hypothese bey der XVII. F des IV. Buches, wo die Natter, seiner Meinung nach, wiederum den Caligula bezeichnet. Man s. Aesop. 170.

m) Prologus L. III. 17. Ego quem Pierio mater enixa est jugo. Diejenigen, welche diesen Worten einen metaphorischen Sinn unterlegen, haben den Zusammenhang nicht gehörig erwogen. Phädrus führt die Gründe, die seine Ansprüche auf den Namen eines Dichters begünstigen, der Reihe nach an. Seinen Geburtsort, ein poetisches, durch die Gegenwart der Musen begünstigtes Land, stellt er an die Spitze. Zunächst kömmt er auf seine Erziehung, in ipsa natus paene schola; auf seinen Charakter, der keinen von den Flecken hat, die mit den Musenkünsten unverträglich sind. Man gebe dem ersten Satze eine metaphorische Bedeutung und die ganze Anordnung der Gedanken ist zerstört.

selbst sagt, war er beynah in der Schule geboren *n*). Seine weitern Schicksale, die Ursache seiner Sklaverey und Freylassung, die Geschichte seines Lebens in Rom und seines Berufes zur lateinischen Poesie, alles dieses liegt unter einem dichten Schleyer verborgen, hinter den zu blicken man sich vergeblich bemüht hat.

Die fünf Bücher seiner Fabeln müssen, nach den Aeußerungen ihres Verfassers, zu verschiedenen Zeiten an das Licht getreten seyn *o*). Sie scheinen mehr Tadler als Freunde und Bewunderer gefunden zu haben *p*) und wahrscheinlich sind sie nicht sehr bekannt geworden. Martial nennt einen Phädrus, aber es ist nicht ganz gewiß, daß er den unsrigen meynt *q*); und so ist Avianus in der

n) Prolog. L. III. 20.

o) Als er den Prolog zum dritten Buche schrieb, hatten ihm seine Fabeln, wie er in demselben sagt, schon mancherley Unglück und Tadel zugezogen.

p) An vielen Stellen hat es Phädrus mit seinen Gegnern zu thun. Epilogus L. III. 15 ff. Prolog. L. III. 60. f. — L. III. F. X. — Prolog. L. V. 15. F. VII. 1. 2. u. a.

q) Martial. L. III. 20.

An aemulatur improbi jocos Phaedri?
Lascivus elegis, an severus herois? etc.

Fast alle Ausleger erklären diese Stelle von dem Fabeldichter Phaedrus, der seine Fabeln an mehr als einer Stelle jocos nennt, und es als eine ihrer Eigenthümlichkeiten angiebt, quod risum moveant. Prolog.

Vorrede zu seinen Fabeln der einzige, welcher die fünf Bücher des Fabeldichter Phädrus mit Bestimmtheit erwähnt r). Doch ist auch selbst diese

---

L. I. 3. Die Gründe, mit denen Christ, in Prolus. de Phaedro p. 6. diese Meinung bestreitet, sind von keiner großen Bedeutung; aber ganz untauglich ist sein Vorschlag, den Epikureer Phädrus, den Lehrer des Cicero, (*improbe* sedulum ac laboriosa in probanda diligentia virum) zu verstehen. Das Beywort improbus würde in der That bey den Fabeldichter ziemlich unbequem seyn, wenn wir nicht aus seinem eigenen Geständnisse wüßten, daß man ihn in dem Verdachte hatte, seine Fabeln gegen bestimmte Personen zu richten. Dieß erhellt ganz augenscheinlich aus den Worten des Prologs zum III. B. V. 45.

Suspicione si quis errabit sua
Et rapiet ad se quod erit commune omnium,
Stulte nudabit animi conscientiam.
Huic excusatum me velim nihilominus:
Neque enim notare singulos mens est mihi,
Verum ipsam vitam et mores hominum ostendere.

Es ist leicht zu vermuthen, daß, wie in solchen Fällen gemeiniglich, die eigene Versicherung des Dichters weniger Glauben fand, als die der Malignität des Publikums schmeichelnden Deutungen. Daher sich denn auch Martial noch der allgemeinen Meinung gemäß ausdrückt.

r) Die Gründe mit denen Christ, in der Prolus. de Phaedr. p. 8. dieses Zeugniß bestreitet, muß man bey ihm selbst nachsehn. Ich will hier nur einiges wenige bemerken. Avianus sagt: quas (Aesopi fabulas) Graecis jambis Babrius repetens, in duo volumina coartavit. Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellos *resolvit*. Der letzte Ausdruck soll, nach Christ's Meinung, bedeuten, Phädrus habe die Fabeln des Aesop ausführlicher vorgetragen (resolvit). Müßte aber nicht dann das entgegengesetzte coartavit anzeigen, Babrius habe diese Fabeln in's Kurze gezogen, welches schlechterdings ungereimt wäre, da es heißt: *in duo volumina* coartavit. Beyde Zeitwör-

Erwähnung keineswegs über allen Zweifel erhoben.

Das Stillschweigen der Alten über einen Schriftsteller, welcher sich in einer niedrigern Gattung, wenn auch nicht unglücklich, doch nicht gerade mit einem sehr glänzenden Erfolge versucht hatte, könnte noch nicht hinreichen, auch nur von ferne den Verdacht der Unächtheit auf die Fabeln des Phädrus fallen zu lassen. Phädrus hat dieses Schicksal mit mehrern Schriftstellern gemein, an deren Authentizität niemand zu zweifeln wagt. Es konnte nicht viele Veranlassungen geben, von einem Dichter zu sprechen, der seinen Stoff, wie es scheint, größtentheils ältern Erfindern verdankte, unter deren Namen und Firma er allzu oft angeführt worden

ter müssen also, den Gesetzen der Antithese zufolge, auf einerley Art von dem Raume erklärt werden, den die Fabeln beyder Dichter einnahmen: Babrius drängte die Erdichtungen des Aesop in zwey Bücher zusammen: Phädrus dehnte sie in fünf Bücher aus. — Wichtiger ist, was Christ S. 9. sagt, Avianus gebe vor, seine Fabel aus den Sammlungen des Babrius und Phädrus genommen zu haben: De his ego ad quadraginta et duas in unum redactas fabulas edidi — und doch findet sich unter allen Fabeln des Avianus keine einzige beym Phädrus. Man könnte antworten, daß wir nicht mehr die vollständige Sammlung des Phädri besitzen; aber Christ's Erklärung ist überhaupt unrichtig und de his muß auf Aesopi fabulas bezogen werden. Avianus schöpfte so, wie sein Vorgänger, aus der gemeinschaftlichen Quelle.

war, als daß man es eben für nöthig oder schicklich hätte halten dürfen, ihn auf einmal unter der minder gültigen Autorität seines neuen Bearbeiters aufzuführen. Auch möchte ich selbst auf den Umstand keinen großen Werth legen, daß Seneca an einer Stelle, wo er von der äsopischen Fabel spricht, sie eine von den Römern unversuchte Gattung (Romanis intentatum opus) nennt s). Denn da er an dieser Stelle, wie aus der ganzen Veranlassung und Absicht erhellt, keineswegs als Literator spricht, so war es ihm wohl vergönnt, einen Versuch zu ignoriren, den er vielleicht, seinem Geschmacke zu folge, nicht außerordentlich glücklich fand, und dasjenige ungethan und unversucht zu nennen, was nur von einem Einzigen, und von diesem ohne ausgezeichneten Erfolg unternommen worden war.

Indessen bekömmt jenes Stillschweigen der Alten und diese Behauptung des Seneca durch einen gewissen dritten Umstand eine Wichtigkeit, auf die sie ohne ihn ganz und gar nicht Anspruch machen

s) Consolatio ad Polyb. c. 27. Non audeo te eo usque producere, ut fabellas quoque et Aesopio logos, intentatum romanis ingeniis opus, solita tibi venustate connectas. Funke in der Apolog. p. 160 ff. widerlegt die verschiedenen Hypothesen, durch die man diese Behauptung des Seneca mit der Existenz des Phädrus in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat; und trägt endlich die Hypothese vor, daß wohl von prosaischen Fabeln die Rede seyn möchte. Diese Vermuthung kann ich nicht glücklich finden.

könnte. Bey diesem Umstande müssen wir uns etwas länger verweilen.

Nicolaus Perottus, ein Gelehrter des funfzehnten Jahrhunderts aus Sassoferrato, und, von dem Jahre 1458 an, Erzbischof von Manfredonia, einer der frühern Beförderer der griechischen Literatur in Italien, führt in einem seiner spätern Werke *t*) eine äsopische Fabel an, die er, nebst andern, in seiner Jugend aus dem Avianus entlehnt und in jambische Verse verwandelt haben will. Diese Fabel findet sich nicht beym Avianus, aber in der Sammlung des Phädrus steht sie Wort für Wort *u*). Hatte sich also Perottus fremdes Eigenthum angemaßt, oder ist das, was man für ein Werk des Phädrus zu halten pflegt, nichts anders als die Sammlung von Fabeln, welche Perottus, seinem Vorgeben nach, als ein Jüngling geschrieben hatte *v*)?

Ein Irrthum ist gewiß in den Worten des Erzbischofs. Beym Avianus hat er die Fabel nicht gefunden; denn dieser hat sie nicht; auch bey kei-

t) Cornu copiae p. 999.

u) L. III. 17.

v) Die Worte des Erzbischofs sind: Allusit (Martialis) ad fabulam, quam nos ex Avieno in fabellas nostras adolescentes jambico carmine transtulimus:

Olim quas vellent — — —

nem andern alten Fabulisten kömmt sie vor w). Hatte er sie also selbst erfunden und legte doch ihre Erfindung, durch einen sonderbaren Fehler seines Gedächtnisses, einem andern bey? Ganz unmöglich wäre dieß freylich nicht. Aber wie, wenn man zeigen könnte, daß Perottus seine guten Gründe haben mochte, diesen Fehler geflissentlich zu begehen?

Perottus macht diese Anführung überhaupt bey Gelegenheit einer Stelle des Martial x), wo dieser Dichter den Baum der Pallas erwähnt. Er behauptet — wie Philologen oft aus einer bloßen Prahlerey mit Belesenheit dergleichen ohne Grund zu behaupten pflegen — daß Martial hier auf eine alte Fabel anspiele, die er sogleich, nach seiner Umarbeitung und als die seinige anführt. War diese Fabel sein Eigenthum, wie er seine Leser bereden

w) Christ befindet sich, Prolus. S. 39. f. so sehr in Verlegenheit daß er den Knoten auf die seltsamste Weise durchschneidet. Perottus, sagt er, entlehnte den Stoff dieser Fabel wahrscheinlich aus den elegischen Fabeln des Anonymus beym Nevelet, die vielleicht in einer alten Handschrift den Namen des Avianus an der Stirne führte. Man könnte sich diese Vermuthung wohl gefallen lassen, wenn die Fabel bey dem Anonymus vorkäme. Aber bey diesem steht sie gerade eben so wenig als beym Avianus. Ja, sagt Christ, diese Fabeln sind aus unvollständigen Handschriften edirt; Perottus wird einen reichhaltigern Codex besessen haben. — Wer mit solchen Waffen streitet, für den ist in der That nichts unüberwindlich.

x) Martial I. Ep. 77. v. 7.

will, so mußte er entweder seine gelehrte Bemerkung aufgeben, oder er mußte jene einem ältern Fabulisten beylegen. Er nennt also auf gut Glück den Avianus, den man damals so wenig als den Phädrus kannte, und der diesen Stoff aus einem ältern Fabulisten genommen haben konnte.

Der Irrthum möchte also wohl absichtlich begangen worden seyn, wir mögen nun annehmen, daß jene Fabel dem Perottus wirklich angehört, oder daß er sie aus dem Phädrus entlehnt habe, um sich mit einer fremden Arbeit zu schmücken. In keinem von beyden Fällen konnte er, bey der Veranlassung, die er einmal genommen hatte, sich für den Erfinder derselben ausgeben. Aber war es, in dem ersten, nicht ehrenvoller für ihn, das was sein Eigenthum war, auch als solches anzugeben, und lieber eine philologische Bemerkung schwinden zu lassen, die fürwahr von keiner großen Wichtigkeit ist? Wer wird nicht gern den kleinern Ruhm dem größern, die Ehre einer trivialen Wahrnehmung der Ehre der Erfindung aufopfern, vorzüglich wenn — wie es hier der Fall ist — jene die Wahrheit auf seiner Seite hat, diese nur durch eine Unwahrheit erbeutet werden kann?

So steht die Sache, wenn wir dem Perottus auf sein Wort glauben wollen. Hat er aber jene Fabel entwendet, dem Stoffe und der Einkleidung

nach entwendet, so erscheint alles in einem ganz verschiedenen Lichte.

Doch wir wollen einen Augenblick für wahr annehmen, was man aus jener Anführung oder jenem Vorgeben schließen zu können geglaubt hat, daß Perottus nicht jene eine Fabel allein geschrieben, sondern die ganze Sammlung, welche man dem Phädrus beyzulegen pflegt, verfertigt habe. Wer diese Sammlung kennt, der weiß, daß sie noch etwas mehr als bloße Fabeln, daß sie eine Menge von Stellen enthält, die den Verfasser und seine Verhältnisse angehn; daß er es in ihnen mit *seinen* Freunden und Gegnern zu thun hat; daß er selbst mehrere Geschichten aus dem Zeitalter Augusts und Tibers erzählt, als ob sie unter seinen Augen vorgegangen wären. Hier findet also kein Irrthum statt. Es ist kein Werk, wie es deren mehrere gibt, die man, wegen des gänzlichen Mangels an historischen Kennzeichen, in jedes Zeitalter setzen kann; kein ungewisser Fund, den man aus Vorliebe für das Alterthum in dieses lieber als in eine spätere Zeit versetzen wollte; sondern es ist entweder wirklich eine Schrift aus den Regierungsjahren Tibers, oder es ist ein absichtlicher, und, wie es mir wenigstens scheint, ziemlich feiner Betrug. Wer soll aber diesen Betrug gespielt haben? Doch Perot-

tus y)? Von ihm muß die Handschrift ursprünglich herrühren, aus welcher Pithöus diese Fabeln zuerst an das Licht stellte. Er muß das Ganze in der Absicht geschrieben und geordnet haben, um seine Zeitgenossen und die Nachwelt zu täuschen, und ihr seine eigene Arbeit als das Werk eines Dichters aus dem bessern Zeitalter der römischen Poesie unterzuschieben.

Aehnliche Versuche sind oft, sind zu allen Zeiten gemacht worden. Wem ist nicht das eine oder das andere Beyspiel bekannt? Etwas außerordentliches wäre also dieses Unternehmen in der That nicht.

Und doch ist es in diesem Falle nichts weniger als wahrscheinlich. Denn so geschickt der Betrug auf der einen Seite angelegt wäre, so ungeschickt und gedankenlos müßte sich der Urheber desselben auf der andern Seite bloßgegeben haben.

y) So meynt Christ Prolus. p. 19. wo er den Perottus einen adolescentem literatum ingeniosumque nennt, qui sub tempora renascentium literarum commento scito experiri voluit, quoad sibi veterum elegantem facundiam imitari per fabellas liceret. Is quo magis sincera doctorum hominum judicia post tabulam latitans perciperet, vetusti scriptoris, quem sublata invidia aut favore vel laudarent, vel contemnerent, praescribendum in titulo nomen putavit. Propterea cum Phaedrum in Avieni qualiscunque praefatione legeret fabellas scripsisse, eumque latine id fecisse aut opinaretur, aut animi causa fingeret, Augusti ac Tiberii aetatem propter laudem latinae facundiae, maluit, et ex invento graeco nomine prona ratione, libertum Augusti confinxit.

Porottus, sagt man, wollte seine Arbeit dem Phädrus unterschieben. Und warum glaubt man das? Weil Perottus eine Fabel des Phädrus, ohne diesen zu nennen, als seine eigene Arbeit anführt. Ich gestehe, daß ich dieß nicht recht zu vereinigen vermag.

Doch, man weiß sich zu helfen. Perottus konnte seine frühere Absicht vergessen haben, als er jene Fabel, die sein Eigenthum war, als die seinige anführte. Unglaublich! Wenn man alles vergäße, einen so künstlichen, einen so raffinirten Betrug vergäße man sicherlich nicht; wenigstens dann nicht, wenn man noch Gedächtniß genug hat, um, wie Perottus, ein cornu copiae zu schreiben.

Wie ganz anders würde der Erzbischof von Manfredonia verfahren haben, wenn er wirklich Verfasser dieser Sammlung von Fabeln wäre, wenn er wirklich die Absicht gehabt hätte, sie unter dem Namen eines alten Dichters in die Welt zu spielen! Ueberall würde er des treflichen Fabeldichters, den ein günstiges Schicksal dem Untergange entrissen habe, erwähnt, überall ihn angeführt haben! Statt dessen läßt er einmal eine einzige armselige Fabel, gleichsam verstohlner Weise, unterlaufen, die er — weit entfernt, dem Phädrus beyzulegen — vielmehr für seine eigene Arbeit ausgiebt *).

*) Es darf indeß hier nicht verschwiegen werden, daß Perottus in seiner Jugend eine Sammlung von Fabeln

So große und so zahlreiche Schwierigkeiten muß man überspringen — denn die sinnreichsten Hypothesen sind nicht im Stande, sie aus dem Wege zu räumen — wenn man das Vorgeben des Perottus durchaus für Wahrheit gelten lassen will; ein Vorgeben, das doch ganz offenbar mit einer Unwahrheit in Gesellschaft geht!

---

zum Gebrauche eines Sohns von seinem ältern Bruder Pyrrhus verfertigt hat, welche Dorville auf seiner italienischen Reise entdeckte, und von der Burmann in der Vorrede zu seiner vierten Ausgabe (1727. 4.) ausführliche Nachricht ertheilt. Sie führte den Titel: Nicolai Perotti Epitome fabularum Aesopi, Avieni et *Phaedri*, ad Pyrrhum Perottum Fratris filium, adolescentem suavissimum. Sie enthält unter andern dreißig auserlesene Fabeln des Phädrus, und zwar meist die besten der ganzen Sammlung. Christ Prolus. p. 44. hat eine sonderbare Meinung über den Titel Epitome, an welchem niemand einen Anstoß nehmen wird, der nicht mit dem Vorurtheile hinzu kömmt, daß Perottus Verfasser der phädrischen Fabeln sey. Er hält dafür, daß diese Fabeln der erste Versuch des Erzbischofs sey, den er in der Folge erweitert und vervollkommnet habe; und da in dem vorgesetzten Prologus mehrere Stellen aus den Prologen des Phädrus vorkommen, so soll dieß ein sicheres Kennzeichen seyn, daß Perottus auch diese geschrieben habe. Als ob die Fälle so selten wären, daß die Nachahmer der Alten die Gedanken und Redensarten ihrer Muster wörtlich entlehnten! und hier war die Veranlassung stärker als irgendwo, wie jedermann sehn kann, der diesen Prologus selbst nachlesen will. Daß Perottus in den Fabeln dieser Auswahl manches eigenmächtig geändert hat, kommt Christ's Meinung zu statten, ohne sie darum zur Gewißheit zu erheben, weil man sonst offenbar auch auf die oft zahlreichen Veränderungen, die sich die neuen Herausgeber von Chrestomathien zum Gebrauche für Kinder erlaubt haben, ähnliche Schlüsse bauen könnte. Dagegen kommen eben daselbst abweichende Lesarten vor, die offenbar aus Verschiedenheiten der Handschriften entstanden sind.

Dagegen lößt sich alles leicht und natürlich auf, wenn man die Sache für nichts weiter, als für ein kleines Plagiat nimmt; ein Plagiat, das in jenem Zeitalter so leicht war, und weder einen zusammengesetzten, künstlichen Betrug, noch einen hohen Grad von Unverschämtheit, sondern nur ein wenig Eitelkeit voraussetzt. Und wie leicht konnte ihm der Dämon der Eitelkeit diesen bösen Vorsatz einflüstern! ihm, der als Jüngling in der That eine Sammlung von Fabeln zum Gebrauche seines Neffen veranstaltet hatte; ihm, der sich wohl bewußt seyn konnte, wenn es gölte, eine solche Fabel auch selbst machen zu können *aa*).

So weit also die Sache durch bloße Gründe der Wahrscheinlichkeit bis jetzt ausgemacht werden kann, scheinen die Zweifel, welche von äußern Umständen gegen die Aechtheit des Phädrus erhoben werden, keinesweges hinreichend zu seyn. Und selbst der eifrigste und entschiedenste Gegner derselben hat es nicht gewagt, alle Fabeln der bekannten Sammlung für

aa) Ja vielleicht in mancher Rücksicht noch bessere! Fast alle Herausgeber des Phädrus haben an den Freyheiten Anstoß genommen, die sich dieser Dichter mit dem Sylbenmaaße genommen hat, und haben ihm durch Veränderungen nachzuhelfen gesucht. Perottus war in diesem Theile der Grammatik, so wie in allen übrigen, vortreflich bewandert, wie Christ selbst eingesteht. Nun frage ich, ob ein Mann von Kenntnissen, der seine Arbeit für das Produckt eines klassischen Zeitalters ausgeben will, die Sorglosigkeit so weit treiben wird, Fehler zu begehn, die ihm zu vermeiden ein leichtes wäre?

neu zu erklären. »Perottus, sagt Christ bb), mit dem wir es hier zu thun haben, legte dem Phädrus alles bey, was ihm entweder selbst in die Gedanken kam, oder was er für seinen Zweck in verschiedenen alten Büchern fand. Denn er scheint allerdings einige alte in Jamben geschriebene Fabeln, die hier und da in Handschriften zerstreut, ohne Herrn, lagen, in seine Sammlung aufgenommen zu haben. Einiges, was in diesen fünf Büchern von den Alten entlehnt ist, ist in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck des Alterthums werth, so daß man sich nicht wundern darf, wenn viele Gelehrte ein sehr günstiges Urtheil von dem Style des Phädrus gefällt haben.«

Soll diese Meinung etwas mehr als eine bloße Vermuthung seyn, so muß man das Alte von dem Neuen scheiden und sichre Kennzeichen des einen und des andern angeben können. Christ suchte diese Kennzeichen in gewissen Mängeln der Sprache, die er an vielen Stellen unsers Phädrus zu entdecken glaubte. Aber die meisten seiner Angriffe von dieser Seite sind mit ziemlichem Glücke zurückgeschlagen worden; und wenn auch hier und da die klassische Richtigkeit eines Ausdrucks noch zweifelhaft bleibt, so darf man nicht vergessen, daß mit solchen Waffen selbst die Aechtheit eines Terenz und Plautus angefochten werden könnte.

bb) Prolus. de Phaedro p. 19.

Ist also in dieser Sammlung wirklich — wie man freylich nicht mit völliger Gewißheit verneinen kann cc) — Altes mit Neuem gepaart, so muß man wiederum eingestehn, daß das Gewebe des Betruges sehr fein gesponnen ist, und daß sich der spätere Interpolator die Manier seines alten Musters mit einer seltenen Geschicklichkeit zu eigen gemacht hatte. Ich bemerke zwar allerdings, — und wer bemerkt es nicht? — daß einige dieser Fabeln vortreflich, einige mittelmäßig, einige fast schlecht erzählt sind; aber ich weiß auch, daß dieses ebenfalls von den besten Fabulisten der Neuern gilt. Fast durchgängig aber herrscht dieselbe Manier, dieselbe Sprache und derselbe Geschmack.

* * *

Es wird unter diesen Umständen also wohl erlaubt seyn, bey der ästhetischen Schätzung dieser Samm-

cc) Denn um nichts zu verschweigen, da es hier nicht auf Rechthaberey, sondern einzig und allein auf Wahrheit ankömmt, so scheint mir — bey allen dem, was man Christ's Gründen entgegen gesetzt hat und entgegensetzen kann — der Verdacht einer Verfälschung doch nicht ganz gehoben zu seyn. Aber nichts hat ihn bisweilen so lebhaft bey mir erregt, als die sichtbare Nachahmung des Terenz nicht nur in dem Style der Fabeln, sondern auch in den beständigen Ausfällen auf Gegner und Verfolger, die vielleicht zunächst aus der Nachbildung der Prologen des Terenz entstanden seyn könnte. Wenigstens muß man eingestehn, daß die im Phädrus herrschende Sprache in dem Zeitalter Tibers etwas unerwartet und ungewöhnlich klingt.

Sammlung die Einheit ihres Urhebers vorauszusetzen. Mag dieser Phädrus, oder wie er sonst will, geheißen haben: sein Nahme kann in unserm Urtheile nichts verändern.

Phädrus kann theils als Erfinder eigener, theils als Bearbeiter fremder Fabeln betrachtet werden. Von den neunzig Fabeln, welche die fünf Bücher seiner Sammlung füllen, finden sich unter den äsopischen, so viel deren bis jetzt bekannt geworden sind, nicht mehr als dreyßig; und in dem ganzen fünften Buche ist keine einzige, zu welcher uns ein griechisches Original bekannt wäre. Man würde indessen wahrscheinlich irren, wenn man die ganzen übrigen zwey Drittheile auf die Rechnung des Phädrus schreiben wollte. Eine große Menge griechischer Fabeln ist ohne allen Zweifel verlohren gegangen. Mehrere sind vor nicht langer Zeit zuerst bekannt gemacht worden; andere dürften künftig einmal an das Licht gezogen werden. Aus diesem verlohrenen oder verborgenen Schatze sind gewiß viele Fabeln unsers Dichters entlehnt.

Aber doch nicht alle. Phädrus versichert so oft und so ernstlich, daß er den Erfindungen Aesops vieles eigene beygemischt habe, und er drückt sich hierüber so bestimmt aus *dd*), daß wir sicher

dd) Prologus L. II. 7—9. wo die Verbindung, mit Einschaltung eines ausgelassenen Mittelgliedes so gedacht

glauben können, manches in dieser Sammlung zu lesen, was kein Grieche vor ihm erzählt hatte. Ob er aber unter diesem Eigenthume wirkliche äsopische Fabeln, oder nur jene, nicht unbeträchtliche Anzahl von Anekdoten versteht, die er hier und da einschaltet und von denen mehrere aus der Geschichte seines eigenen Zeitalters genommen sind, möchte wohl nicht eher auszumachen seyn, bis wir den ganzen Vorrath griechischer Fabeln wieder aufgefunden haben, der dem römischen Dichter zu Gebote stand.

Aber wenn auch der Fabulist allen seinen Stoff von andern entlehnt hat, so kann er denn noch Erfinder seyn und in mehr als in einem Sinne. Er ist es, wenn er einzelne Umstände verändert, wenn er der Handlung eine andere Richtung gibt, wenn er dem vorgefundenen Stoffe mehr innere Festigkeit, wenn er ihm eine geistreichere, interessantere Moral leiht. Er ist es aber in einem noch höhern Sinne,

---

werden muß: Ich werde mich bemühen, der Manier Aesops (vorzüglich, wie der Zusammenhang lehrt, in Rücksicht auf die moralische Tendenz) so getreu als möglich zu bleiben, (doch werde ich nicht immer seine Erfindungen beybehalten). Wenn ich daher etwas von dem Meinigen einschiebe, so hoffe ich, daß dieses der Leser gut aufnehmen wird. — Prolog. L. III. 38. Et cogitavi plura quam reliquerat (Aesopus). Prolog. L. V. 10. nach M. Gudius u. Burmanns wahrscheinlicher Verbesserung: — fabellis

Quas Aesopeas non Aesopi nomino,
Qui paucas ostendit, ego plures dissero
Usus vetusto genere, sed rebus novis.

wenn er sich des todten Stoffes als Dichter bemeistert, und das, was nur um seines Zweckes willen interessant war, durch eine begeisterte Darstellung zur Schönheit erhebt.

Wir wollen sehn, was Phädrus in beyden Rücksichten geleistet hat. Zuerst wollen wir ihn mit dem griechischen Fabulisten vergleichen.

Diese Vergleichung hat ihre Schwierigkeiten. Oft wird dieselbe Fabel von den Griechen auf mehr als eine Weise und mit sehr verschiedenen Umständen erzählt, ohne daß eine derselben genau mit der Erzählung des Phädrus zusammenstimmte. Die Vergleichung führt also zu keinem sichern Resultate. Denn es würde unbesonnen seyn, behaupten zu wollen, daß es, außer den vorhandenen, nicht noch mehrere Varianten derselben Fabel habe geben können.

Wir müssen indeß die Sache nehmen, wie wir sie finden, und das für das Original nehmen, was mit der Copie die meiste Aehnlichkeit hat.

Lessing, welcher einzig und allein den prosaischen Vortrag der äsopischen Fabel billigte, und dem selbst Phädrus bisweilen zu weitschweifig war, versprach darzuthun, daß dieser Dichter, so oft er sich nur einen Schritt weit von der Einfalt der griechischen Fabel entfernt habe, in einen plumpen Fehler gefallen sey *ee*). Und ein Theil dieses Beweises,

ee) Lessings Abhandlung von der Fabel. S. 230.

wenn schon nicht der vollständige, wenn schon nicht ein genugthuender, ist in einer Anzahl von Bemerkungen über den Phädrus geführt, die nach seinem Tode aus nachgelassenen Papieren ans Licht gestellt worden sind *ff*).

Wenn bisweilen die Fabeln des Phädrus, in Rücksicht auf ihre technische Einrichtung, den griechischen Originalen nachstehen, mit denen sie doch in den mehresten Fällen genau übereinstimmen, so muß man gleichwohl von der andern Seite zugestehn, daß der Lateiner die Erzählungen des Griechen bisweilen verbessert, und bald die Handlung etwas wahrscheinlicher, bald die Anwendung fruchtbarer gemacht hat. Gleich unter den ersten Fabeln des Phädrus bietet die von der Dohle ein passendes Beyspiel an. Nevelets Aesop *gg*) erzählt, daß Jupiter den Vögeln einen König habe geben wollen, daß sich die Krähe, im Bewußtseyn ihrer Häßlichkeit, am Tage der Wahl, mit den ausgefallenen Federn anderer geschmückt und den König der Götter beynahe getäuscht habe. Die Veranlassung zu dieser Handlung ist nicht glücklich gewählt. Die königliche Würde wird nicht der Schönheit zuertheilt, und die Krähe konnte nicht zum voraus wissen, daß dieser Umstand

ff) Lessings vermischte Schriften. II. S. 230 ff. Diese Bemerkungen gehen über die neunzehn ersten Fabeln des Phädru.

gg) Aesop. f. 188. ed. Haupt.

die Wahl Jupiters bestimmen würde. Ein anderer Erzähler hat diesen Fehler dadurch gut zu machen gesucht, daß er gleich zum voraus ankündigt, Jupiter habe dem schönsten Vogel das Königreich zugedacht. Besser als beyde dichtet Aphthonius, daß ein Wettstreit der Schönheit unter den Vögeln gewesen, und daß Jupiter ihn habe schlichten wollen. Alle Vögel schmückten und badeten sich an dem bestimmten Tage, und da ihnen hierbey eine Menge Federn ausfielen, benutzte die Krähe diese Gelegenheit. Dieses ist sehr gut erfunden, von wem es auch immer herrühren mag *bb*). In dem Wesentlichen der Katastrophe stimmen alle drey überein. Der Betrug wird entdeckt, und sie sieht sich in der Hoffnung getäuscht, den Sieg davon zu tragen. Phädrus hat eine andere, und wie es mir scheint, weit bessere, weit geistreichere Wendung genommen. Er weiß von keiner äußern Veranlassung. Die Eitelkeit der Dohle ist ihm eine hinreichende Triebfeder ihrer Handlung, bey der sie es nicht auf einen kurzen Sieg, sondern auf einen dauernden Vortheil abgesehn hat. Sie schämt sich ihrer Abkunft und sucht sich den schönern und edlern Vögeln gleich zu stellen. In dem Fortgange der Handlung weicht er noch weiter von seinen Vor-

bb) Auch Libanius erzählt diese Fabel mit den nemlichen Umständen. s. S. 310. ed. Haupt.

gängern ab. Wenn bey diesen die Dohle nichts weiter als einen Vortheil einbüßt, auf den sie mit Recht keinen Anspruch machen kann, und ihre ganze Strafe in der Vereitelung ihrer thörigten Hofnungen besteht, so wird sie beym Phädrus auf eine weit empfindlichere und lehrreichere Weise bestraft. Die Pfauen, unter die sie sich zu mischen gewagt hat, erkennen ihr Eigenthum und vertreiben sie aus ihrer Gesellschaft. Nun kehrt sie zu den ihrigen zurück und glaubt wenigstens nichts verloren zu haben. Aber die andern Dohlen, beleidigt durch ihre vorige Eitelkeit, stoßen sie von sich und übergeben sie in der Einsamkeit der Schaam und Reue. Durch diese Veränderung ist die Anwendung auf das menschliche Leben um vieles allgemeiner und treffender geworden.

Ein anderes Beyspiel glücklicher Verbesserung bietet die XXVIII. Fabel des ersten Buches an. Beym Aesop (Fab. I.) hat der Adler mit dem Fuchse einen Bund der Freundschaft geschlossen, der zu keinem wahrscheinlichen Zwecke führt, und den Adler ohne Noth einer verabscheuungswürdigen Treulosigkeit schuldig macht. Er raubt hierauf die Jungen des Fuchses, der, wie der Grieche sagt, noch mehr über die Unmöglichkeit der Rache als über den Tod seiner Kinder betrübt ist. Indeß bleibt die Strafe nicht aus. Denn der Adler, welcher kurz darauf ein Stück Fleisch von einem brennenden Altar ent-

führt, trägt, ohne es zu merken, einen Brand in sein Nest. Das Nest geräth in Brand, die Jungen des Adlers fallen getödtet zur Erde herab, und werden vor den Augen desselben von dem Fuchse aufgefressen. Beym Phädrus hat diese Handlung einen weit festern und innigern Zusammenhang. Von dem zwecklosen Bündnisse ist bey ihm die Rede nicht; denn auch ohne diesen Zusatz wird der Schmerz und die Rachbegierde des Fuchses hinlänglich durch den Verlust seiner Jungen begründet; und da er einmal diesen Umstand änderte, konnte er die Bestrafung des Adlers nicht mehr in die Hände der Götter legen. Sie ist also bey ihm, mit noch größerer Wahrscheinlichkeit, ein absichtliches Unternehmen des Fuchses, welcher Mittel herbeyschafft, den Baum, den Wohnsitz des Adlers zu verbrennen, und noch früh genug kömmt, um seine eignen Jungen zu retten. Dieser Ausgang ist gefällig, wahrscheinlich und vollkommen befriedigend; die Moral ist treffend und fruchtbarer als in dem griechischen Original. Der Grieche erinnert die Wortbrüchigen an die (doch immer ungewisse) göttliche Strafe, die der Schwachheit der Beleidigten zu Hülfe komme; der lateinische Dichter ermahnt die Uebermüthigen, den Schwachen nicht zu verachten, dem sein gerechter Schmerz oft ganz unerwartete Mittel sich zu rächen an die Hand gibt.

Diese glücklichen Verbesserungen sind indeß nicht zahlreich genug, um dem Phädrus von Seiten der Erfindung einen entschiedenen Vorzug vor seinen griechischen Mustern zuzusichern. Ja man kann nicht leugnen, daß die Anzahl der Fabeln, in denen die Handlung entweder weniger geründet, oder die Anwendung minder fruchtbar und lehrreich ist, jene bey weitem übertrift. Noch zahlreicher aber sind diejenigen, die — sie mögen nun eigne Erfindungen oder Nachahmungen seyn — einen größern Mangel an Beurtheilungskraft verrathen, als man sich bey einem so alten und für klassisch geachteten Dichter gern gestehen möchte.

Ein gewisser Mangel an Beurtheilungskraft verräth sich, wenn ich mich nicht irre, sogleich in der Vorrede zum ersten Buch. Ich will hier noch nicht erwähnen, was weiter unten gezeigt werden soll, daß Phädrus noch ganz und gar keinen bestimmten Begriff von der äsopischen Fabel hatte — ein Fehler, der ihm mit vielen andern Dichtern derselben Gattung gemein ist — ich will nur auf das seichte Raisonnement aufmerksam machen, womit er einem muthmaßlichen Tadel entgegen kommen will. Er sagt:

Calumninari si quis autem voluerit,
Quod arbores loquantur, non tantum ferae;
Fictis jocari nos meminerit fabulis.

Kann man sich wohl gegen einen seichten Tadel auf eine ungeschicktere Weise vertheidigen? Die Schi-

kane solcher Kunstrichter, die zwar den Thieren, aber nicht den Bäumen das Recht in der Fabel zu reden zugestanden, war freylich kaum eines Seitenblickes werth; aber, wenn man einmal Notiz von so etwas nimmt, sollte man nichts treffenderes darauf zu antworten wissen? »Wer daran Anstoß nimmt, daß hier nicht bloß Thiere, sondern auch Bäume reden, der erinnere sich, daß alles nur scherzhafte Erdichtung sey.« Freylich wohl! Aber diese scherzhafte Erdichtung soll wahrscheinlich seyn. Wenn es nun wirklich unwahrscheinlicher wäre, daß Bäume, als daß Thiere reden, so ist damit, daß die Sache für einen Scherz erklärt wird, ganz und gar nichts gesagt *ii*).

ii) Hierher muß vielleicht auch die sophistische Vertheidigung gerechnet werden, mit welcher Phädrus L IV. 7. seine Gegner widerlegen will. Diese wollten sich ohne Zweifel das Ansehn geben, als ob sie die geringfügige Gattung der äsopischen Fabel gegen die höhern verachteten. Phädrus, um sie zum Stillschweigen zu bringen, hebt in einem ungewöhnlich hohem Tone an, indem er ein Stück aus dem Prolog zur Medea wiederholt. Da zeigt sichs nun, daß auch die Tragödie Unwahrheiten und folglich Fabeln enthalte, und daß man kein Recht habe, die äsopische Fabel gegen die höhern Gattungen herabzusetzen. So, scheint es mir, muß diese Vertheidigung verstanden werden, deren wahren Gesichtspunkt Burmann ganz verfehlt, wenn er sagt: Sine dubio nasutus stylum Phaedri, ut humilem et plebeium deriserat: ideo nunc specimen vult dare facultatis suae et simul traducit illos poetas, qui fabulas prioris aevi carmine condentes, vulgatissima et centies repetita obtrudebant populo. Als ob Phädrus nicht auch bekannte und oft wiederholte Fabeln erzählte!

In den Fabeln unsers Dichters selbst zeigt sich dieser Mangel einer scharfen Beurtheilungskraft bald in der Wahl der Umstände, deren Fehler — sie mögen nun von andern entlehnt oder selbst erfunden seyn — jederzeit auf die Rechnung desjenigen fallen, der von ihnen Gebrauch macht, bald in einer mangelhaften oder unangemessenen oder leeren Moral. Ich will diese allgemeine Bemerkung mit einigen Beyspielen belegen. In der letzten Fabel des ersten Buches, welche sich in der griechischen Sammlung nicht findet, trägt sich der Geyer den Tauben, die seinen Angriffen allzu oft entfliehen, zum Könige an. Sie erfüllen seinen Wunsch und nun zerfleischt er sie ohne Schwierigkeit. Wie nachlässig und unwahrscheinlich ist diese Erfindung! Hätten die Tauben den Geyer nicht schon vorher gekannt, hätte er ihnen diesen Vorschlag gethan, um sie gegen einen andern gefährlichen Feind zu vertheidigen, so würde die Handlung wahrscheinlich gewesen seyn. Aber mit der Moral

Qui se committit homini tutandum improbo,
Auxilia dum requirit, exitium invenit.

wäre sie auch dann noch nicht in Uebereinstimmung. Denn diese würde nur dann passen, wenn die Tauben die Hülfe des Geyers gegen einen andern Feind, wie das Pferd in der Fabel des Stesichorus, die Hülfe des Menschen gegen den Hirsch, angefleht hätten.

Bisweilen liegt der Fehler in der unüberlegten Wahl der handelnden Wesen. Hier scheint in der That bisweilen ein blinder Zufall geherrscht zu haben. Der Satz:

Solet a despectis par referri gratia;

soll in der zweyten Fabel des dritten Buches anschaulich gemacht werden. Ein Panther, erzählt Phädrus, war in eine Grube gefallen. Die Landleute kommen herbey; einige werfen ihn mit Steinen, andere stoßen ihn mit Stöcken; aber einige, die ihn doch für verlohren hielten, hatten Mitleid mit ihm und warfen ihm Brod zu. Es wird Nacht und jedermann geht getrost nach Hause, weil man ihn den andern Tag todt zu finden hoft. Aber er erholt sich von seiner Entkräftung und entkömmt. Nun fällt er über die Heerden her, verwüstet alles und setzt die ganze Gegend in Schrecken. Auch diejenigen, welche Mitleiden mit ihm gehabt hatten, theilen die Furcht mit den übrigen, und bieten dem Wüthenden alles an, wenn er nur ihr Leben schonen will. Aber der Panther antwortet ihnen: »Ich weiß wohl, wer mich mit Steinen geworfen und wer mir Brod gegeben hat. Ihr habt nichts zu fürchten; ich greife nur die an, die mich beleidigt haben.«

Was ist aus dieser Fabel abzunehmen? Daß auch der Verachtete Wohlthaten und Mißhandlungen zu vergelten wisse? Gewiß nicht. Denn gerade die, welche dem Panther Brod zuwarfen, verachte-

ten ihn am meisten, indem sie seinen Untergang doch für gewiß hielten. Man setze einen Räuber, einen Tyrannen, irgend einen Bösewicht an die Stelle des Thiers. Soll man den Bösewicht schonen, weil er uns schaden kann? Soll man ihm wohlthun, damit er uns verschone, wenn er auch gleich andern schaden wird? Die großmüthige Dankbarkeit des Panthers ist nur ein Zufall und eine unwahrscheinliche Dichtung. Man gebe der Fabel einen andern Ausgang und sie wird wahrscheinlich und lehrreich werden. Man lasse den Panther seinem Charakter gemäß handeln und ohne Rücksicht auf den Unterschied der Behandlung, die er in der Grube erlitt, die Mitleidigen und die, welche ihn verletzt haben, auf gleiche Weise behandeln; und man wird die passende Lehre haben, daß es unklug sey, den Bösewicht zu schonen und sich in Rücksicht auf ihn einer gefahrenvollen Sicherheit zu überlassen.

Man vergleiche diese Fabel mit der von dem Löwen und der Maus *kk*), in welcher der nemliche Satz

Solet a despectis par referri gratia

anschaulich gemacht wird, und man wird leicht den wesentlichen Unterschied bemerken, den die Wahl der handelnden Wesen in beyden hervorbringt. Jene

kk) Aesop. f. 218.

ist vortreflich, die unsrige nicht einmal erträglich *ll*).

Eine nicht geringe Gedankenlosigkeit zeigt sich auch, — um noch ein Beyspiel von mehrern anzuführen — in der XXVII. F. des ersten Buches. Ein hungriger Hund, erzählt Phädrus, scharrte Gebeine von Menschen aus, und fand einen Schatz. Die Götter, um seinen Frevel zu bestrafen, flößten ihm einen unersättlichen Geiz ein. Er bewacht nun das Gold und stirbt vor Hunger. Der Geyer erblickt ihn und ruft aus

O Canis, merito jaces,
Qui concupisti subito regales opes,
Trivio conceptus et educatus stercore.

Ich will hier nicht einmal erwähnen, daß die menschliche Superstition mit Verletzung der Einheit und Wahrscheinlichkeit auf die Thierwelt übergetragen und die Ursache des Geizes, an welchem der Hund stirbt, schlecht erfunden ist. Ich will nicht fragen, warum gerade dem Geyer und keinem anderen Geschöpfe jene Bemerkung in den Mund gelegt wird — denn dieses sind Fehler, welche Phädrus mit vielen Fabulisten gemein hat — aber sollte man nicht

ll) Denselben Fehler kann man der ersten Fabel des II. Buches vorwerfen.. In der sechsten würde alles viel natürlicher seyn, wenn ein vierfüßiges Thier die Schildkröte gefunden hätte, und der Adler diesem mit seinem Rathe zu Hülfe käme.

glauben, daß er den Anfang seiner Erzählung vergessen habe, als er das Ende derselben schrieb? War denn das Unglück des Hundes aus seiner Begierde nach Schätzen entstanden? War nicht diese Begierde eine Strafe der Götter, die sie ihm um eines ganz andern Frevels willen auferlegten? Und worinne läge endlich die größere Strafwürdigkeit des Habsüchtigen aus dem Pöbel (qui trivio conceptus et educatus stercore) als des Habsüchtigen aus der Klasse der Großen *mm*)?

Ich habe schon vorhin gesagt, daß Phädrus keine bestimmte Vorstellung von dem Wesen der äsopischen Fabel gehabt habe; und es wird hier der

mm) Herr Schwabe, welcher den Phädrus mit zahlreichen Anmerkungen herausgegeben hat, in denen man doch oft vermißt, was man sucht, und viel mehr findet, als man braucht, urtheilt zwar S. 121. sehr günstig über diese Fabel. Aber die ästhetischen Urtheile dieses Herausgebers sind selten treffend, und gehen noch seltener auf den Geist der Werke, die er beurtheilt. Die vorausgeschickte Moral enthält die Absurdität des Schlusses noch einmal in sehr lahmen Ausdrücken:

Haec res avaris esse conveniens potest,
Et qui humiles nati dici locupletes student.

Vielleicht muß man Bentley's Meinung beytreten, der sie für untergeschoben erklärt, und ich weiß nicht, ob dieß nicht noch von mehrern, ja den meisten Moralen beym Phädrus gilt. In dem Epitome von Perottus finden sie sich nicht. Da man im Mittelalter glaubte, keine Fabel könnte sich ohne eine ausdrückliche Moral sehen lassen, so könnte sich wohl irgend ein Gelehrter dieses Verdienst um den Phädrus haben machen wollen, wie es sich ein anderer um die Fabel des Gabrias gemacht hat.

Platz seyn, diese Behauptung mit Gründen zu belegen.

Diese Gründe liegen theils in ausdrücklichen Erklärungen des Dichters, theils in der Beschaffenheit seiner Arbeiten. In der Vorrede zum ersten Buche legt Phädrus seinem Werke einen doppelten Vorzug bey, daß es Lachen errege und die Menschen durch nützliche Lehren unterrichte *nn*). Da der *letztere* Umstand ohne allen Zweifel auf die Moral geht, so muß der erstere auf die Handlung der Fabel bezogen werden. Aber ist denn das Lächerliche eine so wesentliche Eigenschaft der äsopischen Fabel? Geht sie je darauf aus Lachen zu erregen *oo*)? Und was wäre denn in ihr lächerlich? Daß Thiere, daß vernunftlose Wesen so menschenähnlich handeln? daß sie sich herausnehmen, dem Herrn der Schöpfung ähnlich seyn zu wollen? Vielleicht. Aber dieß ist ganz und gar nicht der Gesichtspunkt, in welcher ein Dichter stehen sollte, der die äsopische Fabel mit Erfolg bearbeiten will.

Ueber den Einfluß, den diese unrichtige Ansicht auf die poetische Behandlung der Fabel beym Phädrus gehabt habe, will ich weiter unten sprechen. Auch die Wahl des Stoffes scheint sie bisweilen be-

nn) Duplex libelli dos est: quod risum movet,
Et quod prudenti consilio vitam monet.

oo) S. die Nachträge z. Sulzer. V. 1. S. 166.

stimmt zu haben. Die Menge lustiger Geschichten, welche Phädrus unter die Fabeln mischt, die Eulenspiegelstreiche, die er zum Theil auf die Rechnung Aesops setzt *pp*), die oft ziemlich platten Einfälle, die er einer poetischen Bearbeitung gewürdigt hat *qq*), was konnte ihnen wohl zu diesem Platze verhelfen, als die unbestimmte Meinung, daß alles in die Rubrik der äsopischen Fabel gehöre, was Lachen errege und eine moralische Anwendung litte. Denn eine Moral mußten diese Geschichten freylich haben.

pp) Vielleicht müssen hierauf die Worte in dem Prologe z. V. Buche bezogen werden;

Aesopi nomen sicubi interposuero,
Cui reddidi jampridem quid quid debui,
Auctoritatis esse scito gratiâ.

ob diese auch gleich von eigentlichen Fabeln verstanden werden können, die Phädrus erfunden, und dem Aesop auctoritatis gratiâ beygelegt habe. Uebrigens zeigen diese Anekdoten, daß man schon ziemlich früh auf den Einfall gekommen war, aus dem Aesop eine Art von buffone zu machen. Oder soll man auch in dieser Spur einen Grund für das spätere Zeitalter des Phädrus finden?

qq) Zu den plattesten dieser Art gehört der Einfall des Tiberius L. II. 5. Auch der des Eunuchen L. III. 11. ist nicht von großer Bedeutung. Die Ausleger *zweifeln*, ob der 4te u. 5te V. dem Verschnittenen oder *seinem* Gegner beygelegt werden müsse. Das erstere ist doch bey weitem das wahrscheinlichere. Der Verschnittene scherzt selbst auf eine skurile Weise über seinen Verlust, um die Lacher auf seine Seite zu bringen, und dann mit desto größerm Rechte hinzusetzen zu können:

Sed quid fortunae, stulte, delictum arguis?
Id demum est homini turpe, quod meruit pati.

haben. Aber diese war auch eben so schwer nicht zu finden, zumal wenn man es mit der logischen Richtigkeit so genau nicht nahm.

Wenn aber ein Theil der sogenannten Fabeln des Phädrus seinen Platz dem beygemischten Lächerlichen verdankt, so scheinen ihn dagegen viele andere einzig und allein der moralischen Betrachtung und Lehre zu danken, die sich gelegentlich bey ihnen anbringen ließ. Eine Fabel verdient ihren Namen nur dann, wenn sie durch eine wahrscheinliche Handlung der vernunftlosen Welt, in Anwendung auf das menschliche Leben, einen Erfahrungssatz oder eine Lehre zur Anschauung bringt, die letztere mag nun ausdrücklich aus der Handlung gezogen werden oder nicht. Aber wie viele Dichter haben eine der Fabel ähnliche Handlung oder Anlage zu einer Handlung nur zu einem Vehikel gebraucht, irgend eine Lehre anzubringen, gleichsam als ob diese in dem Munde eines vernunftlosen Wesens eine größere Autorität bekäme. Sie haben offenbar irgend eine Lehre in Bereitschaft, und sehen sich dann nach irgend einem Geschöpfe um, dem sie dieselbe in den Mund legen können. Haben sie dieses gefunden — und wie leicht findet es sich nicht! — so erfinden sie auch noch leicht eine äußere Veranlassung, einen äußern Anstoß, und die Fabel ist fertig. Wie viele Fabeln des Phädrus sind nicht von dieser Art! und wie

viele neuere Fabulisten hat nicht sein Ansehn zu demselben Fehler geführt!

Einige Beyspiele werden dieses Urtheil deutlich machen. Die XII. F. des vierten Buches, welche die Aufschrift führt malas esse divitias, enthält nichts weiter, als den Anstoß zu einer Bemerkung. Phädrus will den Gedanken anbringen, daß der Reichthum, welcher oft dem wahren Ruhme im Wege stehe, tapfern und edeln Männern verhaßt sey. Wie nimmt er sich dabey? Als Herkules, erzählt er, *um seiner Tugenden willen in den Himmel aufgenommen worden war, und ihm Plutus, der Sohn der Fortuna, entgegen kam, wandte er die Augen von ihm ab. Jupiter fragte ihn um die Ursache. Ich hasse ihn, antwortete Herkules, weil er ein Freund der Bösen ist und Alle durch die Hoffnung zum Gewinn verführt* rr). Was ist dieses anders als ein Urtheil, das durch die Umstände, unter denen es ausgesprochen wird, ein wenig aufgestutzt ist, und durch den Mund, aus dem es kömmt, etwas mehr Gewicht erhält? Aber für eine äsopische Fabel oder eine moralische Erzählung muß man so etwas nicht ausgeben; so wenig als die sechszehnte Fabel desselben Buchs, welche Aesopus zum Troste eines Mannes erzählt haben soll, der mit seinem Schicksale

rr) Beym Aesop fab. 191. ist diese Fabel etwas besser erzählt.

nicht zufrieden war: »Ein Schiff, heißt es, wurde von schrecklichen Stürmen umhergetrieben. Die Reisenden glaubten schon den Tod vor Augen zu sehn, als sich unter ihren Thränen und ihrer Todesangst der Himmel aufklärt und ein günstiger Wind sich erhebt. Das Schiff setzt seinen Weg fort und die Reisenden überlassen sich einer unmäßigen Freude. Da sagte der Steuermann, welcher durch die Gefahr klüger geworden war: Man muß sich mäßig freuen und mäßig beklagen, da in dem ganzen Leben Schmerz und Freude gemischt ist.« Woraus erhellt hier die Lehre, welche dem Steuermanne in den Mund gelegt wird? Haben vielleicht die Thränen der Reisenden einigen Nachtheil gebracht? Ist von ihrer Freude einige Gefahr zu fürchten? Weder das eine noch das andere, wenigstens nicht so, daß es uns der Dichter zeigte. Wenn er sich aber auch etwas vorsichtiger benommen, wenn er noch einige Umstände hinzugedichtet hätte, so würde doch seine Erzählung nur ein Beyspiel und keine eigentliche äsopische Fabel seyn. Und dieß nicht sowohl darum, weil Menschen darinne handeln, als weil es der Handlung an der allgemeinen Nothwendigkeit fehlt, die eine charakteristische Eigenthümlichkeit der äsopischen Fabel ist. Die bekannte Erzählung von dem Hirsche, welcher sich in dem Stalle verbirgt 11),

11) L. II. 8.

und von keinem der Knechte gesehn, aber von dem Herrn des Hauses unverzüglich entdeckt wird, ist darum nicht mehr eine Fabel, weil der Hirsch und die Ochsen redend darinne eingeführt werden; sie ist ebenfalls nur ein einzelnes Beyspiel zu dem Satze, daß der Herr in seinem Hause am aufmerksamsten sey; ein Satz, dessen Wahrheit eben nicht nothwendiger aus der Geschichte beym Phädrus hervorgeht, als aus Holbergs bekannter Fabel von den Ziegen, welche die Mutter des Teufels ihrem Sohne zu hüten gab, die merkwürdige Wahrheit, daß kein Thier schwerer zu hüten sey als die Ziege.

In Rücksicht auf die Moral, die Art, wie sie abgeleitet wird, ihr Verhältniß zur Fabel und ihre absolute Richtigkeit gibt es wohl nicht leicht einen Fehler, zu welchem man in der Sammlung des Phädrus nicht einen oder den andern Beleg fände. Jedermann kennt die Fabel von der Natter, welche ein Landmann in seinem Busen erwärmte und die ihn zur Vergeltung stach tt). Phädrus erzählt sie uu) mit den nämlichen Umständen; aber er gibt ihr noch einen Anhang, welchen das griechische Original nicht kennt und der die ganze Sache verdirbt. Dieselbe Moral, die er schon an die Spitze seiner

tt) Aesop f. 170.

uu) L. IV. 18.

Erzählung gesetzt hat, legt er noch einmal der Natter in den Mund, und verlängert deshalb die Fabel über ihre gebührenden Gränzen hinaus. Wie unschicklich ist es aber, daß die Natter selbst ihre That verurtheilen muß, indem sie sagt: Sie habe die Menschen belehren wollen, Bösewichtern keinen Beystand zu leisten! *vv*) Aus der XI. Fabel des IV. Buches zieht Phädrus nicht weniger als drey Moralen auf einmal; ein sichrer Beweiß, daß keine von allen dreyen recht paßt *ww*). In der XXIX. F. des ersten Buches ist die Moral ohne alle Beurtheilungskraft mehr aufgegriffen, als abgeleitet. Der Esel höhnt den Eber; dieser will sich anfänglich rächen, besinnt sich bald eines bessern und unterdrückt seinen Zorn, um sich nicht mit so unedelm Blute zu beflecken. Was hat uns der Dichter damit lehren wollen? Vielleicht, daß der Nichtswürdige in dem Streite mit dem Edeln seine Sicherheit

vv) Burmann sucht dem Dichter durch eine gewaltsame Verbesserung zu Hülfe zu kommen, indem er sagt: Sed an colubra contra se sententiam pronuntiaret, se ipsa improbam vocaret? Non fit mihi verisimile, nec Phaedri ingenio convenire puto. Forte haec sunt poëtae verba, sub hac fabula, ut fere in omnibus, aliquem sui temporis notantis etc.

ww) Und die niemand als ihr Erfinder daraus zu ziehen wußte, wie Phädrus selbst sagt;

Quot res contineat hoc argumentum utiles
Non explicabit alius quam qui repperit.

oft der Großmuth des letztern verdanke? Nichts weniger! Sondern, daß sich leichtsinnige Spaßmacher, indem sie andere zu ihrer Belustigung schmähen, oft den größten Gefahren aussetzen. Wie ganz anders hätte die Handlung ausgehen müssen, wenn sie diese Lehre enthalten sollte! — In der XVII. F. des ersten Buches ist die Moral nicht aus der Handlung selbst, sondern nur aus einem zufälligen Ereignisse abgezogen. Der Hund fordert von dem Schafe ein Brod, das er ihm geliehen zu haben vorgiebt, und da ihn der Wolf mit seinem Zeugnisse unterstützt, wird es verurtheilt zu bezahlen, was es nicht zu bezahlen schuldig war. Hier wäre die Handlung zu Ende, wenn der Dichter nicht für gut gefunden hätte, die poetische Gerechtigkeit zu handhaben. Er setzt also hinzu, daß das Schaf den Wolf wenige Tage darauf in einer Grube liegend fand. Dieser schleppende Anhang einer an sich sehr mittelmäßigen Fabel ist die einzige Quelle der Moral, die er vor ihr vorausgeschickt hat:

Solent mendaces luere poenas malefici.

Aber warum werden nur die lügenhaften Zeugen, warum nicht auch die falschen und boshaften Ankläger bestraft? Warum nur der Wolf, der Gehülfe, und nicht auch der Hund, der Anstifter der Bosheit xx)?

xx) Ein schleppender Anhang ist in der XIII. F. des I. Buches der Vers:

Wenn man trotz dieser und anderer Fehler — auf die man überall in dieser Sammlung stößt — doch immer nur von den Schönheiten des Phädrus reden, ihn immer als ein Muster der Nachahmung anpreisen hört, so rührt dieß ohne Zweifel hauptsächlich daher, daß die meisten Beurtheiler desselben *yy)*, unbekümmert um den Geist und das Wesen der Fabel, sich nicht weit über die Worte erhoben, oder daß sie, durch einige glückliche Erfindungen, durch einzelne Schönheiten des Details, durch den klassischen Ton und Anstrich des Vortrags eingenommen, das nicht sahen und sehen wollten, was ihren Vorurtheilen von der absoluten Vortreflichkeit eines römischen Schriftstellers aus einem so klassischen Zeitalter im Wege stand. Dieß ist sehr oft die Geschichte der ästhetischen Kritik gewesen, welche seltner eine Tochter des Urtheils als des Vorurtheils war.

Allerdings aber hat Phädrus seine Schönheiten; nur daß sie selten, nur daß sie zum Theil von

---

Tum demum ingemuit corvi deceptus stupor.

der dem Dichter vielleicht eben so, wie die beyden letzten Verse untergeschoben ist.

yy) Selbst Christ, dessen Kritiken weit mehr auf die Worte als auf die Sachen gehn.

der untergeordneten Art sind. Die Anzahl seiner Fabeln, die nicht bloß erträglich, sondern vortreflich angelegt, nicht bloß richtig, sondern geistreich angewendet sind, ist bey ihm eben nicht sehr groß. Doch können die schon oben angeführten Beyspiele immer nnch mit einigen vermehrt werden. Die XV. Fabel des ersten Buches enthält eine vortrefliche Idee, und die Handlung ist so gut angelegt, daß der Gedanke, welcher die Pointe der Fabel ausmacht, selbst dem Munde des Esels vollkommen angemessen ist. In der XXII. Fabel desselben Buches ist eine interessante Moral auf eine wahrscheinliche und befriedigende Weise dargestellt. Auch die VII. des zweyten Buches ist sehr gut erfunden; aber in der Moral ist der wesentliche Umstand übergangen, daß oft diejenigen Güter, auf deren Besitz wir am stolzesten sind, die Quelle unsers Unglücks werden. Glücklich erfunden und mit zweckmäßiger Kürze, obschon etwas trocken erzählt, ist die Fabel von den Bienen und den Drohnen, in welcher vorzüglich die geistreiche, überraschende Wendung des Urtheilsspruchs der Wespe gefällt. In der Fabel von der Cikade und der Nachteule, ist die Hartnäckigkeit der erstern, ihren Gesang, trotz aller Bitten der Nachteule, fortzusetzen zz), sehr gut dargestellt. Endlich darf ich

zz) L. III. 16. Die gemeine Lesart V. 17. Trepidantem consectata est — stimmt mit der Absicht des Dichters nicht gut zusammen. Warum soll die Cikade zittern,

die letzte Fabel des fünften Buches nicht vergessen, welche mit Gefühl gedacht ist, und eine interessante Lehre enthält.

Keine Eigenschaft der Fabeln unsers Dichters ist so allgemein anerkannt, keine fällt so sehr in die Augen, als die Kürze seines Vortrags *). Diese be-

da sie sich von der Einladung der Nachteule nichts als Gutes verspricht? Dagegen ist Heinsius Verbesserung crepitantem eben so treffend als leicht. Die unermüdliche Cikade singt auch selbst in dem Augenblicke, als die Nachteule sie unerwarteter Weise ergreift. So setzt dieser Zug das Gemählde des 3 — 7. V. fort und bringt uns die Ursache der Katastrophe unmittelbar vor der Ausführung noch einmal recht nahe vor die Augen. Die Einwendungen, welche Burmann gegen diese Verbesserung macht, sind unbedeutend.

*) *Man glaubt*, daß er diese Eigenschaft selbst in dem Anhange zur V. F. des V. Buches rühme, wenn er sagt:

Si non ingenium certe brevitatem approba,

aber mit Unrecht. Es ist hier keineswegs von der Gedrängtheit des Vortrags in den einzelnen Fabeln, sondern von der kleinen Anzahl die Rede, die er aus seinem reichen Vorrathe zum Vorschein bringt. Dieß beweißt der Zusammenhang und die beyden vorhergehenden Verse:

Adhuc supersunt multa, quae possim loqui,
Et copiosa abundat rerum varietas.

Das nemliche gilt von den Worten der X. F. im III. Buche. V. 59.

Haec exsècutus sum propterea pluribus
Brevitate nimia quoniam quosdam offendimus.

Die Geschichte ist zwar allerdings länger als die meisten andern des Phädrus; aber dieß rührt von der Menge

steht zum Theil in einer gewissen Sparsamkeit mit Worten, noch mehr aber in der Entfernung alles Nebenwerks, in der strengen Auswahl des Nothwendigen. Jeder wesentliche Umstand findet seinen Platz, aber auch nur der wesentliche. Immer hat der Erzähler sein Ziel vor Augen, und sein Thun ist kein Spiel, sondern ein Geschäft. Er ist ein Wanderer, welcher rastlos den kürzesten Weg verfolgt, kein Spatziergänger, der die Schönheit der Gegend genießt, wenn er auch darüber etwas später an sein Ziel kommen sollte.

Die summarische Kürze des Vortrags, welche Lob verdient, wenn die Fabel nur zu einem rhetorischen Zwecke, als Gleichniß oder Erläuterung, gebraucht wird, kann keineswegs ihr höchstes Verdienst seyn, wenn sie als ein freyes Werk des Geschmacks, wenn sie als Gedicht auftritt. Denn entweder liegt das Wesen der Dichtkunst in dem Sylbenmaaße, oder die poetische Fabel muß sich von der prosaischen noch durch andere Eigenschaften, als die auf das Nothdürftige beschränkte und durch den abgemessenen

---

der Umstände, keineswegs von der größern Ausführlichkeit des Vortrags her. Aber die Moral ist um vieles ausführlicher, als gewöhnlich, und hierauf bezieht sich die Bemerkung des Dichters. Die Kürze in den Moralen war mistrauischen Lesern verdächtig gewesen und hatte zu Deutungen Veranlassung gegeben.

Rythmus nur wenig verschönerte Kürze auszeichnen. Auch ist es mit derjenigen Art des Schmuckes, den der metrische Vortrag zu erzeugen pflegt, noch nicht gethan; denn auch die prosaischen Erzähler bedienen sich schmückender Beywörter und anderer kleinen, die Lebhaftigkeit des Vortrags befördernden Mittel. Diese Art des Schmucks gleicht schimmernden Funken, welche über eine dunkele Fläche ausgestreut sind; *ein* Werk der schönen Kunst aber, ein Gedicht soll in allen seinen Theilen von belebender Wärme durchdrungen, es soll aus der Fülle der Einbildungskraft hervorgegangen, nicht von der Hand einer kalten Besonnenheit nur mit einigen der Einbildungskraft abgeliehenen Zierrathen ausgeschmückt seyn.

Phädrus Vortrag ist, bey vieler Eleganz, fast nie beseelt, und da, wo er es ist, fast immer nur in *einzelnen Theilen*. Allerdings zwar streut er hier und da *malerische* Züge ein, er erhebt sich bisweilen zu einem etwas poetischern Leben, aber ein Dichter ist er nur äußerst selten. Die kleinen Schönheiten, mit denen er seinen Vortrag bald reichlicher, bald sparsamer aussteuert, sind auch den griechischen Fabulisten nicht fremd; und wie selten erhebt sich seine Erzählung zu einem anschaulichen fortschreitenden Gemälde; wie selten flößt sie uns Theilnahme an den handelnden Wesen ein; wie selten lenkt sie unsere Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der Handlung, oder erzeugt jenes höhere Interesse, welches uns aus

uns selbst heraus in eine fremde Welt versetzt, an deren Daseyn uns der Zauber der Dichtkunst glauben macht! Dieses täuschenden Zaubers ist mehr in der einzigen Fabel beym Horaz *), als in allen Fabeln des Phädrus zusammengenommen. Der Charakter seiner Erzählung ist nicht Anschaulichkeit, sondern zierliche Trockenheit und eine nüchterne Eleganz. Nirgends steigt er eigentlich in die Welt herab, deren Begebenheiten er erzählt, um in ihr einheimisch zu werden; immer betrachtet er sie aus einer höhern Stelle, gleichsam als tief unter sich liegend, als einen Gegenstand, welcher die Theilnahme des Herrn der Schöpfung wenig verdient **). Seine Gemälde sind daher selten mehr als trockene Umrisse, die nicht zu Körpern emporschwellen und durch keinen Schein der Wirklichkeit täuschen.

Bey weiten in den meisten Fabeln unsers Phädrus ist die Erzählung durchaus summarisch. Die bekannte Fabel von dem Wolfe und dem Kraniche enthält einen einzigen malerischen Zug — gulaeque credens colli longitudinem, wofür Phädrus dem Griechen einen andern von viel größerer Wichtigkeit zurückgelassen hat ***). Der Zustand des Wolfs

*) Horat. II. Serm. VI.

**) S. Nachtr. z. Sulzer. V. 1. S. 165.

***) L. I. 8. Ich meyne den treflichen Zug beym Aesop (F. 144.), daß der Wolf bey der Forderung des Krani-

vor und nach der Rettung ist allgemein angezeigt, aber keineswegs dargestellt. Und so ist es fast überall; denn fast überall wird die Erwartung belebter Darstellung getäuscht. Nichts ist trockener als die Erzählung des Mährchens von dem Fuchs und dem Storche, die sich gegenseitig zu Gaste bitten, obgleich hier der Stoff zu einer belebtern Bearbeitung einlud. In der Fabel von dem Fuchse und der Weintraube herrscht eine zierliche Kürze, aber durchaus kein poetisches Leben, keine eigentliche Darstellung des Innern. Aber es ist unnöthig Beyspiele zu häufen, wo die Wahrheit so deutlich in die Augen springt. Man darf nur die Fabeln des Phädrus mit den griechischen Originalen, oder, wenn man will, die Geschichte des Simonides *) mit der Erzählung derselben Begebenheit beym Cicero und Quintilian vergleichen, um sich zu überzeugen, daß, wenn man dem Fabulisten den Schmuck des Sylbenmaßes entzöge, wenig oder nichts übrig bleiben würde, woran mau die disjecti membra poëtae erkennen könnte.

ches mit höhnischem Lachen seine Zähne wetzt. Vielleicht stammt er ursprünglich von Babrius her, welcher die Worte hat: καὶ κάρχαρόν τι μειδιάσας. Johannes Diakonus und Aphthonius erscheinen hier beyde sehr dürftig.

*) L. IV. 24. vergl. Cicero de Orat. II, 86. Quintil. XI. Instit. 2.

Wenn ich nicht irre, so verdienen die dialogirten Fabeln dieses Schriftstellers vor den eigentlich erzählenden bey weitem den Vorzug. Sie haben mehr Leben, eine größere Anschaulichkeit und ich glaube sogar noch etwas mehr Eleganz. In dieser und mehrern andern Rücksichten kann die VII. Fabel des dritten Buchs zu den schönsten Arbeiten des Phädrus gerechnet werden. Wenn er den interessanten Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, vom Aesop *) geliehn hat, so muß man wenigstens gestehn, daß er ihn um vieles verschönert habe. Der Dialog zwischen dem Wolfe und dem Hund ist leicht, natürlich und lebhaft: die Gesinnungen der Redenden, ihr innerer Zustand offenbart sich in ihm auf eine eben so gefällige als energische Weise. Vorzüglich schön ist die Zurückhaltung, mit welcher der Hund seiner Sklaverey erwähnt, und der sichtbare Eifer, womit er das abgenöthigte Bekenntniß derselben durch contrastirende Züge von seinem Wohlstande in Vergessenheit zu bringen sucht. Zugleich herrscht in diesem Gespräche ein anziehendes Fortschreiten der Handlung, eine geschickte Verschlingung und Auflösung des Knotens, wodurch das Interesse mehr, als sonst in den Fabeln des Phädrus gewöhnlich ist, bis zum Ende gesteigert wird. Nicht alle dialogirten Fabeln dieses Dichters vereinigen so viele gute

*) Aesop. f. CXI.

Eigenschaften auf einmal in sich; aber schwerlich ist eine darunter, welcher sie alle fehlten. Die Fabel von dem Fuchs und dem Drachen *) ist kein Meisterstück der Erfindung, aber der Dialog ist ausnehmend zierlich und hat etwas von Horazens urbaner Ironie. Der Schluß aber ist nicht hinlänglich vorbereitet. Eine gefällige Laune und selbst eine gewisse Naivetät herrscht in dem Wettstreite der Ameise und der Fliege **), der, in seiner jetzigen Gestalt, zwar schwerlich eine Fabel seyn dürfte, — wie denn auch Phädrus selbst nur eine sehr seichte Moral daraus zu ziehen weiß — in Rücksicht auf lebendige Darstellung aber, so wie auf die Eleganz, mit welcher die Waffen der Dialektek in demselben geführt werden, zu Phädrus besten Arbeiten gerechnet werden kann.

Die Manier des Phädrus hat demnach eine große Aehnlichkeit mit der des Babrius, so weit wir den letztern aus den wenigen Bruchstücken seines Fabelwerkes beurtheilen können. Die zweckmäßige Kürze, die nüchterne Zierlichkeit des Vortrags ist die charakteristische Eigenthümlichkeit des einen wie des andern. Phädrus hat in einem Zeitalter, dessen Ausdruck von dem Geschmacke des Virgili-

*) L. IV. 19.

**) L. IV. 23.

schen und Horazischen merklich abwich, den Schein einer antiken Einfalt zu erhalten gewußt. Die epigrammatischen Wendungen, die zugespitzten Sentenzen, der deklamatorische Schwulst, welcher in diesem Zeitalter schon eingerissen war, ist ihm gänzlich fremd. Wenn er also nur eine mäßige Beurtheilungskraft und nur einen geringen Antheil poetischen Geistes besaß, so kann man ihm doch einen richtigen und feinen Geschmack in Rücksicht auf die Wahl des Ausdrucks und die Art seines Vortrages nicht absprechen.

Ueber die römischen Satiriker.

A. Persius Flaccus.

(Er war den 4ten Dec. im Jahre d. E. R. 787 oder im zwanzigsten der Regierung Tibers, unter den Consuln P. Fabius Persius und L. Vitellius, zu Volaterrä, einer Stadt in Etrurien, geboren, und starb im Jahre 815. oder im neunten der Regierung Nero's, den 24 November, unter dem Consulate des P. Marius Celsus a) und L. Asinius Gallus, alt 28 Jahr.)

Wenn man von den Satiren des Sittenmalers Horaz zu den Satiren des Persius übergeht, so hofft

a) Nicht Rubrius Marius, wie in der Vita Persii steht. Man sehe Lipsius zu Tacitus Annalen XIV. 48. — Was wir außerdem noch von den Lebensumständen des Dichters aus der auf uns gekommenen Vita wissen, ist folgendes. Persius war von ritterlicher Abkunft. Seinen Vater Flaccus verlor er bereits in seinem sechsten Jahre. Auch sein Stiefvater Fusius starb frühzeitig. Wahrscheinlich wurde also sein erster Unterricht zu Volaterrä von seiner Mutter Fulvia Sisenna besorgt. In seinem zwölften Jahre hörte er zu Rom den Grammatiker Remmius Palämon und den Rhetor Virginius Flac-

man gemeiniglich, eine nicht minder wichtige und angenehme Bekanntschaft zu machen. Das Zeitalter des letztern, sagt man sich, ist so ausgezeichnet und ausgezeichneter, als das Zeitalter des erstern.

---

cus, und in seinem sechszehnten den Stoiker Cornutus, einen Mann von edelm Charakter, der sehr bald aus dem Lehrer des Zöglings sein Freund ward. Mit ihm zugleich lagen Claudius Agathemerus, ein Arzt aus Sparta, Petronius Aristokrates, ein Magnesier, und der berühmte Dichter, Annäus Lukanus, der Philosophie bey demselben Cornutus ob, und vereinigten sich alle durch die Bande der engsten Freundschaft mit Persius. Außer ihnen liebte er noch von Jugend auf den Lyriker Cäsius Bassus, dessen Quintilian, (Instit. orat. X. 1. S. 911. Ed. Burm.) und den Geschichtschreiber, Rhetor und gerichtlichen Redner M. Servilius Nonianus, dessen dieser (S. 914) und Tacitus (Annal. XIV. 19. vergl. VI. 31 und Plinius Ep. I. 13.) Meldung thut. Die Bekanntschaft des Seneka machte er spät, und ohne von ihm eingenommen zu werden; aber desto vertrauter gieng er, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, mit dem Pätus Thrasea um, dessen Gemahlin Arria seine Verwandte war. Seine Gestalt war schön, seine Sitten sanft, seine Sittsamkeit jungfräulich, seine Lebensweise züchtig und eingezogen, und seine Liebe gegen Mutter, Schwester und Muhme musterhaft. Als er starb, hinterließ er seiner Mutter und Schwester 200 große Sesterzen, (gegen 100,000 Thaler,) unter der Bedingung, daß Cornutus 100 große Sesterzen, (gegen 5000 Thaler,) oder, nach andern, eine noch größere Summe, nebst zwanzig Pfund gearbeiteten Silbers, und siebenhundert Büchern, oder der gesammten Bibliothek erben sollte: aber Cornutus nahm nichts als die Bücher. In seiner Jugend schrieb er ein Schauspiel, in welchem römische Personen auftraten, ein Buch Hodöporika, und einige, an die Gemahlin des Thrasea gerichtete, Verse, auf ihre Mutter Arria. Alle diese jugendlichen Versuche wurden, auf Anrathen des Cornutus, vernichtet. Die Satiren verbesserte der eben genannte Gelehrte an einigen Stellen und übergab sie dem Cäsius Bassus zur Bekanntmachung.

Welch eine ungeheure Höhe hat nicht, binnen den sechzig Jahren, die zwischen dem Tode Horazens und dem schriftstellerischen Auftritte des Persius liegen, das Sittenverderben zu Rom erstiegen? Wann haben lasterhaftere Fürsten, in einer ununterbrochenen Reihe auf einander folgend, die Welt beherrscht und die Menschheit tiefer herunter gewürdigt, als es unter Tiber, Caligula, Claudius und Nero geschehen ist? Wie viel Unsinn in der Prachtliebe und Verschwendung, wie viel Schädlichkeit in jeder Art des Genusses! und in Allem wie viel Stoff für den Satiriker! Gewiß wird es den Gemälden des Persius nicht an Leben, seinen Darstellungen nicht an Reichthum, seinem Ausdrucke nicht an Neuheit und Würde fehlen. Gewiß wird er, wenn er auch als Dichter seinem Vorgänger nachstehen sollte, doch dem Leser, als Sittenmaler, Nahrung und Vergnügen gewähren, und ihn für die etwanige Einbuße poetischer Schönheiten schadlos halten. — Mit solchen Erwartungen geht man gewöhnlich, wenn man die römischen Satiriker in chronologischer Ordnung liest, zu dem Persius über und findet einen durchaus andern Dichter, als man, nach den Zeitumständen, erwartete. Das Bild seiner Muse ist dem so unähnlich, das die Einbildungskraft sich von ihr entwarf, ihre Unterhaltung bey weitem so lehrreich nicht, als sie hoffen ließ, und ihre Sprache so tief unter der Vollkommenheit. Doch wozu eine in die Gränzen der

Allgemeinheit sich einschränkende Charakteristik? Gehen wir lieber sogleich ins Einzelne!

Bekanntlich sind vom Persius sechs Satiren auf uns gekommen. Welches ist der Gegenstand einer jeden?

Die erste beschäftiget sich hauptsächlich mit dem Verfalle der Dicht- und Rede-Kunst, die beyde zu Rom je länger je mehr ausarteten, und, indem sie sich bestrebten, den Beyfall des großen Haufens zu erringen, dem wahren und edlen Geschmacke untreu wurden und zum Kleinlichen, Kindischen und Tändelnden heruntersanken. Die zweyte rügt den Unsinn, Götter mit Gebeten und Gelübden zu behelligen, die theils lasterhaft, theils ungereimt sind, oder nicht erhört werden können, weil der Beter durch sein verkehrtes Betragen jeder Erfüllung entgegen arbeitet. Die dritte verbreitet sich über den Abscheu der römischen Jünglinge vor aller Anstrengung und ernsten Beschäftigung, und schildert ihn als den Grund alles moralischen Verderbens, und als die Ursache des leichten Sieges der Sinnlichkeit und der Leidenschaften über die Vernunft. Die vierte, sie beziehe sich nun auf den Nero insbesondere, oder gehe auf Staatsbedienten überhaupt, schilt zuerst die Sorglosigkeit, mit der man sich, ohne die nöthige Erfahrung und Geschicklichkeit zu besitzen, zu Würden und Aemtern dränge, und verliert sich sodann in allgemeine Betrachtungen über die wenige

Selbstkenntniß der Menschen, und das daraus entspringende und durch nichts gerechtfertigte Zutrauen zu sich und ihrem Werthe. Die fünfte, seinem Lehrer Cornutus gewidmet, untersucht die Frage: Wer ist ein wahrhaft freyer Mann? und entscheidet, daß nur der Weise, — der von keiner Leidenschaft Beherrschte, diesen Nahmen verdiene. Die sechste an seinen Freund, den Dichter Cäsius Bassus, zieht die Thorheit derer durch, die lebend kargen und sparen, um nach ihrem Tode lachenden Erben eine Freude zu bereiten.

Man darf nur ein wenig über diese Gegenstände der Satiren des Persius nachdenken, um sogleich auf den Verdacht zu gerathen, daß er zu der Wahl derselben durch etwas ganz anders, als durch die Ansicht der Dinge um sich her, und durch eigenthümliche, in den Umständen gegründete, Veranlassungen bestimmt worden sey. Alle die Gegenstände, die er ausführt, sind keineswegs diejenigen, die den Dichter aus dem Zeitalter des Claudius und Nero am dringendsten aufforderten und seinen Satyr am stärksten spornten und stachen. Es sind, den Vorwurf zu der ersten Satire allein ausgenommen, lauter allgemeine Betrachtungen, denen sich der Philosoph zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen überlassen kann. Ein Dichter, den nicht die Schule, sondern die Welt, nicht die Vernunft, sondern die Empfindung geleitet hätte, würde offenbar anders gewählt haben. Ihm lag das verruchte La-

ster der Angeberey, ihm lag die schändliche Entweihung der Ehen, ihm lag die schamlose Erniedrigung der Ritter auf der Arena, ihm lag der gränzenlose Uebermuth unwürdiger Freygelassenen, ihm lagen hundert andere Gebrechen und Mängel der Hauptstadt und ihrer Bewohner näher, als die gerügten. Auf diese würde sein Unwille gefallen seyn, und seine Angriffe sich gerichtet haben. Es ist wahr, bey den gleichgültigen Gegenständen, die er sich erkohr, lief er weniger Gefahr, dem Nero zu mißfallen und sein Leben oder Glück zu wagen. Allein abgerechnet, daß es einem gewandten Dichter nie an Mitteln fehlt, die Wahrheit zu schreiben, ohne durch sie zu beleidigen, so pflegt auch ein Satiriker, der nicht viel über zwanzig Jahre und ein eifriger Anhänger der Stoa ist, nicht leicht so behutsam zu seyn. Und wie? wenn wir dem Persius selbst auf die Spur kommen und, was ihn zur Wahl und Ausbildung gerade dieses Stoffes veranlaßte, wenigstens zum Theil, erforschen könnten? In der That ist dieß, freylich nicht zum Vortheil seines dichterischen Ruhms, aber zur richtigen Bestimmung seines dichterischen Werthes, möglich. Der Mann, der ihm vorleuchtete, ist Horaz. Die meisten Gegenstände, die Persius in seinen Satiren behandelt, kommen bereits in den Satiren des erstern vor. Die meisten sind von Horaz, theils absichtlich, theils unabsichtlich, bald kürzer und bald weitläuftiger ausgeführt worden, und meh-

rere Punkte, von wannen Persius den Anstoß erhielt, unverkennbar *b*).

Doch wie? wenn man mir zuriefe: »Was ist für einen Dichter der Stoff? Mag Persius immerhin dem wichtigern vorübergegangen und sogar in der Wahl des seinigen von fremdem Einflusse abhängig gewesen seyn; was hat das zuletzt zu bedeuten? Es kömmt darauf an, ob er seine Gegenstände mit der nöthigen Freyheit des Geistes zu behandeln, ob er

b) Ich will die Stellen, die ich im Sinne habe, anführen. Zur ersten Satire veranlaßte den Persius wahrscheinlich Horaz, durch Ep I. 19. und II. 91. u. f. Zur zweyten, durch Ep. I. 17, 57 und Sat. II. 3, 281 — 295. zur vierten, wenigstens theilweise, durch Ep. I. 16. zur fünften durch Sat. II. 7. Auch mehrere von den Hauptideen der sechsten finden sich Ep. I. 2, 145 — 198. — H. König, dessen kleine Abhandlung De Satira Romana ejusque auctoribus praecipuis, Oldenburgi 1796. viele gute und gründliche Gedanken, vielleicht in der Kürze das Beste über diesen Gegenstand, enthält, urtheilt über das Verdienst des Persius, in so fern von Originalität die Rede ist, ebenfalls nicht anders. Fuit ille quidem sagt er S. 42. dotibus, quibus natura poetam nascentem solet instruere, non omnino destitutus, ut ex multis satirarum locis luculenter patet; sed illa ingenii ubertas, quae vel ex suo penu omnia depromat, vel inventa ab aliis felici et propria aliqua ratione in suam rem convertat, nisi omnino, magna ex parte tamen ei defuit. Quo etiam fit, ut lector, ab Horatiana lectione recens, aut omnino Venusinae Musae familiaris tantum non in singulis paginis exclamet: Haec Horatio, Persi, debes, haec domi tibi non sunt nata! Und eben so richtig setzt er hinzu: pari ratione, ni fallor, si Cornutum et ejus disputandi genus cognovissemus, Persium non semel forsan interpellaremus: Cornutum disputantem, o bone inducis, aliena profers, non tua.

ihnen ein individuelles Gepräge zu geben, mit einem Worte, ob er sie in sein Eigenthum zu verwandeln gewußt hat. Erfüllt er diese Bedingungen, so bleibt ihm sein poetisches Verdienst ungekränkt, und seine Ansprüche auf den ehrenden Lorbeer sind gerettet.« Unstreitig. Aber gerade hier ist es, wo er, als Dichter, am meisten verliert, und die Verschiedenheit zwischen ihm und seinem Vorgänger recht sichtbar hervortritt.

Zuerst der kalte, ruhige, überlegte Gang einer philosophischen Abhandlung ist in den Satiren des Persius unverkennbar. Man macht mit ihm nicht, wie mit Horaz, einen sorglosen Spaziergang, wo man sich auf angenehme Ab- und Seiten-Wege verliert, um zuletzt unvermuthet an dem Ziele, von welchem man auslief, wieder anzulangen; man schlendert mit ihm methodisch die gerade Heerstraße fort, wendet sich weder zur Rechten noch zur Linken, und behält das Ziel, auf welches man lossteuert, unverrückt im Auge. Die Ausleger haben sich daher auch nie über den Zusammenhang der Gedanken in den Satiren des Persius verlegen gefühlt c), und die Uebersetzer desselben nicht nöthig gehabt, sich Brücken zu bauen, wie die des Horaz. Persius

c) So hat Casaubonus den Inhalt und Gang der Satiren des Persius meistens glücklich entwickelt. Die Dispositionen, die er liefert, bestätigen aber die Meinung, die ich im Texte geäußert habe.

hat sie dieser Mühe überhoben. Er hat dafür gesorgt, daß wenigstens Satz an Satz sich ordentlich anschließe und in seine Ideenreihe sich selten Sprünge einmischen. Hoffentlich wird man mich über diese Aeußerung nicht in Anspruch nehmen. Ich bin eben so weit entfernt, den logischen Zusammenhang zu verwerfen, als ich Anstand nehme, die lose und lockre Verbindung, die sich Horaz erlaubt, gut zu heißen. Aber so fehlerhaft es ist, wenn der Dichter seine Rechte auf Kosten des Philosophen geltend macht, eben so und noch viel fehlerhafter ist es, wenn der Philosoph den Dichter verdrängt und eine unbedingte Herrschaft über ihn ausübt. Die Ordnung soll einem Gedichte nicht fehlen, aber sie soll keine schulgerechte und steife seyn. Auch in ihr soll die Phantasie herrschend erscheinen und sich als Gesetzgeberin offenbaren. Es soll das Ansehn gewinnen, als ob sie gefunden nicht erfunden, als ob sie mühlos hervorgegangen, nicht mühsam durch Nachdenken hervorgerufen sey. Eine solche Ordnung ist es, die ich in dem Persius suche und nicht entdecke.

Aber nicht sie allein ist es, die ich in ihm vermisse. Auch die einem Dichter nicht minder unentbehrliche Kunst, seine Ideen zu Anschauungen zu erheben und die trockne Wahrheit in lebendige Darstellung zu verwandeln, geht ihm größtentheils ab. Möchte er seinen Stoff immerhin dem Unterrichte

der Schule, dem einsamen Nachdenken auf dem Studirzimmer, oder den Gedichten seines Vorgängers verdanken, — wohl verarbeitet und ausgeschmückt würden ihn alle Freunde des Schönen gern aus seinen Händen empfangen haben. Allein von keiner Seite ist der Abstand zwischen Horaz und Persius sichtbarer, als von dieser. Auch Horaz kennt und liebt die Weisheit der Schule: aber er kennt und liebt noch mehr die Weisheit, die Welt und Umgang gewähren, und vergißt nie, jener durch diese Eingang zu verschaffen. Die Wahrheiten, die er uns vorhält, sind alle so neu, so praktisch, so eindringend, als ob er sie eben erst aus dem Leben aufgegriffen und den Gegenständen unmittelbar abgewonnen hätte. Was er uns mittheilt, scheint nicht das Resultat kalter Betrachtungen, sondern lebendiger Erfahrungen, und was er sagt, ist mit Beziehung und Anwendung gesagt. Eben darum bemerkt man auch in seinen Satiren keine Spuren von dem rhetorischen Geiste, die sich in den besten römischen Dichtern, Virgilen nicht ausgenommen, finden. Ganz anders dagegen Persius. In ihm hört man immer den Philosophen vom Katheder und den Rhetor der Schule. Die Weisheit, die er predigt, haftet nirgends, weil es ihr an der alles belebenden Seele, und seine Darstellung macht keinen Eindruck, weil es ihr an Wärme und Licht fehlt. Wenn Horaz durch seinen muntern Weltton erheitert, so

schläfert Persius durch seinen ermüdenden Lehrton ein; wenn jener von einem versinnlichenden Beyspiele zum andern übergeht, so schreitet dieser in todten Begriffen fort; wenn der erstere den ganzen unendlichen Reichthum seiner mannigfaltigen Kenntnisse vor uns ausbreitet, so erscheint der letztere dagegen karg und dürftig. Persius, wie schon ein neuerer Kritiker *d*) sagt, kann nur denen gefallen, bey welchen der Verstand überwiegt. Bey ihnen allein wird die Stärke der Beweise den Zauber der poetischen Kunst, und die Reinheit seiner Moral den Mangel der höhern Darstellungsgabe ersetzen. Wer ungern auf das eine und auf das andere Verzicht thut, wird seine Rechnung nicht bey ihm finden.

In eben dem Maaße, in welchem Persius, in Absicht auf die Erfindung, Anordnung und Behandlung des Stoffes, seinem Vorgänger nachsteht, in eben dem Maaße bleibt er auch, in Absicht der Sprache, hinter ihm zurück. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß ein gewisses, nicht immer unglückliches Bestreben nach Vollendung und Ründe aus seinem Ausdrucke hervorleuchtet. Er ringt eifrig mit seiner Sprache und ringt ihr nicht selten Schönheiten ab; er wählt

d) H. Hottinger in seiner bekannten Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern. S. 202.

mit Vorsicht unter den Wendungen, die sie ihm darbietet, und wird oft mit den passendsten und feinsten belohnt. Allein nichts desto weniger gilt von ihm, wenn von irgend einem Dichter, der Ausspruch Horazens:

> Wir fehlen meistens nur, vom Schein des Guten
> Getäuscht, und oft, wenn wir's am besten meinen.
> Wir wünschen kurz zu seyn und werden dunkel,
> Wir streben nach Erhabenheit und schwellen.
> Die Furcht zu fehlen wird die reichste Quelle
> Von Fehlern, wenn sie nicht vom Kunstgefühl
> Geleitet wird.

Es sind hauptsächlich drey Fehler, welche die Sprache des Persius entstellen. Der erste und allgemein zugestandene ist die Dunkelheit. Sie hat ihren Grund weder in unserer Unbekanntschaft mit den Personen, an welche Persius seine Gedichte gerichtet hat, noch in Anspielungen und Verhältnissen, die für uns zu versteckt sind e), sondern ganz eigentlich in dem Re-

e) Quod autem nonnulli arbitrati sunt, faciliorem satirarum Persii intellectum esse, si eos, contra quos scriptae sunt, familiarius cognovissimus ad satiram ejus IV. tantum pertinere, aut si ad singula loca, in quibus quidam notatur in omnes poëtas satiricos eodem jure dici potest. König in der angez. Abhandl. S. 85.

bebaue selbst. Persius möchte es seinem großen Vorbilde gern in der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Uebergänge und Wendungen gleich thun, er möchte überdem mit dem möglich kleinsten Wortaufwande gern recht viel Wichtiges und Bedeutendes sagen; er möchte endlich in der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, wenn es geschehen könnte, Horazen nicht nachstehn. In der That vortrefliche Vorsätze, aber wie führt sie Persius aus? Wenn schon Horaz durch die Auslassung der nöthigen Mittelideen seine Ausleger in Verlegenheit setzt, so bringt sie sein Nachahmer schier zur Verzweiflung: so rauh, abgebrochen und uneben schreibt er. Es ist ein Glück für sie, daß er in seinen Satiren wenigstens methodisch verfährt und überall ein fester wohlgeordneter Plan zum Grunde liegt. In Absicht auf die grammatische Verbindung, gleicht er einem leidenschaftlich aufgebrachten Menschen, der, von seiner Heftigkeit fortgerissen, seine Empfindung nicht geschwind los werden kann und darum auf keine Verbindung achtet *f*). Nicht glücklicher ist er in seinem Streben nach Kürze. Persius ist einer von den Schriftstellern, denen nichts stark und kräftig genug gesagt ist. Aber anstatt diese ihm so wünschenswerth

f) Man vergleiche die genannte Abhandlung S. 92. und unter andern die Uebergänge in der ersten Satire V. 63. 69. 92. 107.

scheinende Kraft und Stärke in den Gedanken zu suchen, sucht er sie in dem Ausdrucke, und befleißiget sich jener unnatürlich gedrängten, zerschnittenen und Wörter verschlingenden Manier, die an das Räthselhafte gränzt und jeden Augenblick irre führt. Am unglücklichsten ist er jedoch in den Mitteln, die er zur Erreichung der Lebhaftigkeit anwendet. Auch er wählt, wie Horaz, zu diesem Ende am liebsten die dialogische Form. Aber selten ist sein Gespräch charakteristisch genug geführt und Ernst und Spott deutlich genug unterschieden, um nicht den Dichter mit den sprechenden Personen und letztere wieder mit ihm zu verwechseln *g*). Alle diese Umstände tragen das Ihrige dazu bey, um den Fehler der Undeutlichkeit zu erzeugen. — Ein zweyter Fehler seiner Schreibart ist die absichtliche Entfernung von dem gewöhnlichen und natürlichen Ausdrucke. In was für Tropen versteigt sich Persius nicht? Wie sehr beleidigt er durch sie den reinen Geschmack? Und wie übermäßig liebt er sie gleichwohl? Mitten in der Leidenschaft jagt er ihnen nach, greift sie auf, wo er sie findet, und reiht sie, wohlgefällig, eine an die andre an. Selbst seine jungfräuliche Sittsamkeit achtet er nicht länger, wenn er auf ihre Ko-

g) Es ist bekannt, wie uneins die Ausleger über die Personen-Eintheilung im Persius sind. Einen Beleg bietet der Anfang der ersten Satire, wo jedoch Reiz die Wahrheit getroffen zu haben scheint.

sten seine Tropensucht befriedigen kann *h*). — Ein dritter Fehler, der besonders dem fleißigen Leser Horazens hart auffällt, ist, daß er die Redensarten, Formen und Wendungen dieses Dichters nicht bloß nachbildet, und zu seinem Eigenthume macht, sondern sie wörtlich aufnimmt und, indem er die Leser unaufhörlich erinnert, daß er aus dem Gedächtnisse schreibt; sie des ungestörten Genusses seiner Versuche, und sich des Vergnügens, ihnen einen solchen gewährt zu haben, beraubt *i*). Für so viele und mannigfaltige Mängel ist der höhere Wohlklang des Verses, — ein Vorzug, der ihm allerdings vor seinem Vorgänger eingeräumt werden muß *k*), — immer eine nur schwache Entschädigung.

Ich habe das Charakteristische, wodurch sich, meines Bedünkens, Persius Muse auszeichnet, entwickelt. Es bleibt mir noch übrig, von der Untersuchung, was Persius war, zu der Frage: Warum er nicht mehr ward? oder von den Erscheinungen zu den Ursachen derselben überzugehen.

h) Sat. 4, 33—41. und 6, 71.

i) Man vergleiche hierüber die Persiana Horatii imitatio vom Casaubonus. Wenn dieser Gelehrte der Sache auch bisweilen zu viel gethan haben sollte, so wird ihn dieser Vorwurf doch nur in wenigen Stellen treffen.

k) Weitläuftiger spricht davon H. Hottinger in der angezogenen Preisschrift.

Der nächste Gedanke, der sich uns zur Lösung dieser Aufgabe darbietet, ist der, daß Persius schwerlich ein Mann von Genie und wahren dichterischen Talenten war. Schon seine Lebensbeschreibung läßt hierüber ein Wort fallen. »Er schrieb, heißt es daselbst, selten und langsam.« Aber abgesehen von diesem Winke, der wohl auch eine günstige Deutung zuläßt, wie sehr wird diese Behauptung durch den Gehalt seiner Gedichte gerechtfertigt? Wer sein Auge unverwandt auf seinen Vordermann richtet und sich von ihm leiten und führen läßt, verräth wenig Selbstständigkeit, und wer sich nie auf eigenen Flügeln erhebet und eigene Bahnen versucht, dem fehlt es sicher an innrer bildenden Kraft und belebenden Wärme. Daß dieß aber ganz eigentlich der Fall des Persius war, leidet durchaus keinen Zweifel. Ohne Horaz würde er entweder gar nie ein Dichter, oder doch selbst der nicht geworden seyn, der er ist. Seine Erfindungskraft war zu beschränkt, seine Einbildungskraft zu dürftig, und sein Beobachtungsgeist zu wenig umfassend, um eine Welt aus sich selber zu schaffen. Nur indem er sich dem edlern Genius eines andern anschmiegt, *leitet* er einige Funken von dessen Flamme in sich über und genießt des, ihm an sich fremden, Zustandes der Begeisterung.

Was die Natur dem Menschen an Fähigkeiten versagt hat, kann auch der treflichste Unterricht

nicht

nicht ersetzen, und derjenige, den Persius erhielt, war eben nicht geschickt, einen Dichter zu bilden. Sein Schicksal wollte, daß er, anstatt wie Horaz in die heitern Gärten des Epikur und Aristipp einzuziehen, in die düstern Hallen der Stoa trat, und die Philosophie, die in ihnen gelehrt würde, vielleicht aus angestammter Neigung, vielleicht weil das verderbte Zeitalter zum Widerstande aufforderte und stärkte, mit der innigsten Achtung und Liebe umfaßte. Dieser Umstand gab seiner Art zu denken und zu empfinden natürlich eine eigene Richtung. Schon an sich sittsam und eingezogen, wurde er in Cornutus Umgang und Schule still und ernst; schon an sich nicht geneigt, das Laster schonend oder spottend zu behandeln, lernte er es hier hassen und verfolgen; schon an sich mehr Philosoph als Dichter, bildete er seine Denkkraft immer mehr auf Kosten der Imagination aus. So erhielten, als er sich in der Folge, wahrscheinlich auf Veranlassung seines Lehrers, der ebenfalls ein Dichter war *l*) und seiner beyden dichterischen Freunde, des Lukan und Bassus, der Poesie widmete, seine Satiren das düstere Colorit, das sich von dem lachenden der horazischen so sehr unterscheidet, und seine Ideen den schulgerechten Gang, der das Gegentheil von dem leichten und regellosen seines

l) In der Vita heißt er tragicus.

Vorgängers ist *m*). Aber noch weit mehr schadete das Studium der stoischen Philosophie seiner Sprache. Wenn Cicero *n*) dem Unterrichte der Stoa, in Bezug auf den Redner schon, die Brauchbarkeit abspricht, weil ihr Vortrag weder fließend noch deutlich, sondern dürftig, zerschnitten und mager sey, wie viel weniger kann er für den Dichter von Nutzen seyn, von welchem ein noch höherer Grad der Leb-

m) H. König hat dieß ebenfalls sehr wohl eingesehn. Ich rücke die hieher gehörige Stelle aus seiner Abhandlung um so lieber ein, da vielleicht nur wenige Leser sie kennen. In similitudinibus, sagt er S. 90. et exemplis Persius ea potissimum delegit, in quibus maximam vim existimavit esse ad stultitiam et errores hominum vividissimis coloribus exprimendos; deinde summa rerum delibanda raro defungi nimisque per partes ire solet adeo, ut non pauca, quae cum cura persecutus esse videtur, frigeant, quorum illud indignationi ejus est assignandum, hoc, ut facile unusquisque potest perspicere ab ejus ingenii inopia et ex illa scholastica consuetudine, magnam saltem partem, repeti potest. Tum quoque vel in delectu exemplorum faciendo parum saepe accurate versatus est, vel in iis enunciandis non satis id spectavit, quod consilio suo fuisset accommodatum, sed ad aliena delapsus plerumque ea tractat, quae, quorsum pertineant, vix conjectura assequi queas. Pari ratione in rerum descriptionibus modum aliquando solet excedere, ita ut in partibus, quae minus ad rem faciunt, exornandis mirum in modum luxurietur, artificum instar minus ingeniosorum, qui in regionibus amoenis coloribus exhibendis circa folia et flosculos anxie laborant. Erant sane istae rerum descriptiones omni tempore poëtis, cum maximum interdum ornatum admitterent, quasi deversoria, in quibus cum voluptate morarentur, praesertim iis, quorum omnis opera in rerum mutuo sumptarum amplificatione versabatur.

n) De oratore II. 38.

haftigkeit und Klarheit verlangt wird? Je mehr der letztere sich in die Spitzfindigkeiten der Stoa eintaucht und in ihre Schlußreihen vertieft, je schwerer wird es ihm fallen, wenn er seinen Wahrheiten ein dichterisches Gewand umhängen will, die Nüchternheit und Trockenheit, an welchen ihn die Schule gewöhnt hat, zu verläugnen.

Doch nicht die Sprache der Stoa allein, die Sprache des Zeitalters und der Verfall des guten Geschmacks überhaupt haben an der tadelnswerthen Manier und dem fehlerhaften Ausdrucke des Persius großen Antheil. Es ist hier der Ort nicht, ein Gemälde von dem allmählig herbeygeführten und immer mehr überhand nehmenden Verderben der römischen Dichtkunst und Beredtsamkeit zu entwerfen. Es ist genug im Allgemeinen zu erinnern, daß Seneka der Zeitgenosse unsers Dichters war, und der Charakter der Unwahrheit, Gezwungenheit und Uebertreibung sich vor und nach ihm in allen Schriften der Römer ausprägte. Um sich von einem solchen Verderben rein zu erhalten, oder ihm entgegen zu arbeiten, fehlte es dem Persius an allem — an Talent, an Muth und an Kräften; und gesetzt, ihm wäre alles zu Theil geworden, was konnte ein Schriftsteller leisten, der die Laufbahn des schriftstellerischen Ruhms verließ, als er sie kaum betreten hatte? Von ihm konnten Quintilian

und Martial *o*), unter solchen Umständen, und in Erwägung so vieler einzelnen, aus seinen Satiren hervortretenden, edlen Stellen mit Recht sagen, daß er sich durch ein Buch viel Ruhm erworben habe, und dieses eine mehr Leser verdiene, als die bändereichen Werke vieler andern.

Man kann einem Dichter, dessen Ruhm man in Anspruch genommen hat, keine größere Genugthuung geben, noch sein eigenes Urtheil über ihn gründlicher rechtfertigen, als wenn man ansehnliche Stellen, oder eines seiner bedeutenden Gedichte zur Probe aushebt. Ich theile zu diesem Ende die zweyte Satire des Persius, in das Sylbenmaß des Originals und so treu, als ich es vermochte, übersetzt, zum Schlusse dieser Abhandlung mit.

Sie ist an Makrin, einen von den Freunden des Dichters, den wir, bloß dem Namen nach, kennen, dessen genauere Bekanntschaft uns aber auch über das Stück selbst keinen nähern Aufschluß geben würde, gerichtet. Makrin feyert seinen Geburtstag und wendet sich bey dieser Gelegenheit mit Opfern und Gebeten an seinen Genius. (1—4.) Die Ueberzeugung, daß er von den Göttern nichts bitten werde, als was billig und recht sey, leitet den Dichter auf die entgegengesetzte Betrachtung, auf eine Darstellung und Schilderung der Thorheiten, die sich die

o) Jener in Instit. orat. X. 1, S. 910. dieser IV, 29. 7.

Menschen in ihren Erwartungen und Foderungen an die Gottheit zu Schulden kommen lassen. Er unterscheidet drey Klassen von Thoren. Einige hegen Wünsche, die schädlich und lasterhaft, beydes oft in einem so hohen Grade sind, daß sie erröthen würden, wenn sie selbige laut bekennen, oder einem Menschen, wäre dieser auch ein noch so verworfener Bösewicht, vortragen sollten. (5—40.) Andere wünschen nichts Lasterhaftes, aber ihre Bitten sind ungereimt, weil sie durch ihr eigenes Betragen den Göttern die Erfüllung derselben unmöglich machen. (41—51.) Noch andre zeigen sich von einer lächerlichen und verächtlichen Seite. Die Götter haben ihnen Gutes erwiesen. Um mehr von ihnen herauszulocken, behandeln sie selbige wie bestechliche Menschen und überhäufen Tempel und Altäre mit unnützen Geschenken. (52—70.) Was den Himmlischen wahrhaft gefällt und gefallen kann, sind reine Herzen und edle Gesinnungen. Diese allein geben den Opfern Werth. (71—75.)

Zeichne den heutigen Tag, Makrin, mit weisserem Steine p),

Ihn, der glücklich die Zahl der gleitenden Jahre vermehret!

p) Nach der Sitte der Alten, die glücklichen Tage mit weißen, und die unglücklichen mit schwarzen Steinen, die sie in einen Kasten warfen und beym Schlusse des Jahres überzählten, zu bemerken.

Geuß dem Genius Wein! Du hägst nie gierige Wünsche,
Die man den Göttern sich nur seitab zu flüstern getrauet.
Aber der größere Theil der Magnaten räuchert im Stillen.
Wenigen ist es vergönnt, am Altar des Murmelns und Lispelns
Sich zu enthalten und ihm mit offnem Gelübde zu nahen.
Treue, Ruf und Verstand, — das fodern sie laut und vernehmlich:
Aber heimlich und still schleicht zwischen den Lippen: „O säh' ich
Herrlich q) hervor die Leiche des Oheims wallen: O klänge,
Unter dem Spaten, einmal der Topf mit Golde, durch Herkuls
Güte verliehen! O löschte der Mündel, den ich als nächster
Erbe dränge, doch aus! Ihm verleiden Fieber und Aussatz

q) Zur Beschönigung des lasterhaften Wunsches. Der Betende denkt seinem Onkle wenigstens ein prächtiges Leichenbegängniß zu halten. Eben dieß gilt von dem Zusatze V. 13. Uebrigens lassen sich weder ebullit, impello und expungam, noch einige andere eigenthümliche Ausdrücke dieser Satire in ihrer ganzen Kraft ausdrücken; und es hieße offenbar mit einem Uebersetzer zu hart verfahren, wenn man ihm solche Unmöglichkeiten anrechnen wollte.

Jeden Genuß, und schon hat Nerius dreymal gefreyet r).“
Um mit Vertraun so beten zu können, tauchest du Morgens
Zwey- und dreymal, zur Sühne der Nacht, das Haupt in die Tiber s).

Höre, mein Freund! (die Frage ist unbedeutend, doch gieb mir
Antwort!) was hältst du vom Zevs? Ziemt einem andern der Vorrang —
„Wem? ich bitte dich.“ Wem? dem Stajus, dächt' ich, dem besten
Erben, dem redlichsten Richter, dem würdigsten Vater der Waisen t)
Auf und vertraue, was du dem Zevs in die Ohren zu raunen
Wagest, dem Stajus! „O Zevs! so riefe Stajus; gerechter

r) Also schon drey Weiber beerbt, während ich immer noch vergebens auf den Tod meiner Verwandten warte.

s) Wer in der Nacht die Freuden der Liebe genossen hatte und den Morgen darauf vor die Götter treten wollte, badete sich zuvor. Das Wasser der Tiber ward für besonders heilig und kräftig gehalten.

t) Bittre Ironie: denn Stajus war von dem allen das Gegentheil.

Zevs!« Und es sollte, mein Freund, Zevs zu sich selber nicht rufen v)?
Glaubst du, er zürne dir nicht, weil, wann er donnert, die Eiche
Eher, denn du und dein Haus, von dem heiligen Blitze verzehrt wird?
Oder, weil du noch nicht, vom Donner gerührt, auf Ergenna's x)
Und der Opfer Geheiß, in dem Hain, ein trauriges Scheusal,
Moderst y), — lässet von dir Zevs darum thöricht am Bart sich
Schütteln? Was wähnst du? durch welche Geschenke hoffst du der Götter
Ohr zu erkaufen? Vielleicht durch fette Sahne und Lungen?

Sieh, es entnimmt der Wiege die Aeltermutter und fromme
Tante den Knaben und streicht die Stirn' und die nässenden Lippen.

v) Der Sinn ist: Stajus selbst, so verrucht er ist, würde sich, falls du ihn als Jupiter behandeltest, über die Anmuthung entsetzen, und du wagst es, den wirklichen Jupiter mit deinen Wünschen zu behelligen.

x) Nahme eines etrurischen Wahrsagers.

y) Vom Bliz Erschlagene wurden nicht beerdigt, sondern blieben unbegraben liegen.

Ihm mit dem spottenden Finger und mit dem sühnenden Speichel z) —
Jede geschickt, den Zauber vergiftender Augen zu bannen, —
Schaukelt ihn auf der Hand und sendet die dürstige Hoffnung,
Unter Gebet, in die Felder Licins und zu Crassus Pallaste a).
»Mögen b) zum Eydam diesen sich König und Königin wählen,
Um ihn die Mädchen sich reißen, und Rosen blühn, wo er hintritt!«
Nimmer vertrau' ich der Amme die Sorge der Wünsche c). Versag' ihr,
Zevs, auch diese, und kniete sie, weißgekleidet, im Tempel!

z) Es ist bekannt, daß die Alten dem Speichel, vorzüglich dem nüchternen, eine besondere vielfältige Kraft beylegten. Der höhnende Finger ist der Mittelfinger. Er heißt so, weil die Ausstreckung desselben gegen Jemanden ein Zeichen der Beschimpfung war.

a) Der Gedanke ist, welcher Auslegung man auch folgen mag: Großmutter und Tante wünschen, daß der kleine Knabe einst so reich werden möge, wie Licinius und Crassus.

b) Worte der beyden Beterinnen.

c) Persius will sagen: Wie thöricht ist es, unverständige Ammen für ihre Zöglinge Wünsche thun zu lassen, da nützlich zu wünschen die größte Einsicht und Klugheit erfodert.

Starke Nerven erflehest du dir und ein kräftiges Alter.
Seys dann! Aber das Fett der Pasteten und mächtigen Schüsseln
Binden Jupiters Rath und vereiteln der Götter Gewährung.

Du dort schlachtest, dein Gut zu vermehren, den Stier und erbuhlest
Dir durch Opfer die Gunst Merkurs. »O, segne d) mein Erbe,
Segne mein Vieh und die Zucht der Heerde.« Thor, wie vermag er's,
Wenn du im Feuer die Nieren so vieler Kalben zerschmelzest e)?
Und doch setzest du stets durch Lebern dem Gott und durch fette
Kuchen ihm zu. »Schon mehrt sich mein Feld, schon wachsen die Lämmer.
Itzt, itzt werd' ich erhört.« So träumst du, bis endlich der letzte
Hülflose Pfennig umsonst in der Tiefe des Kastens erseufzet f).

d) Worte des Opferers.

e) Wenn du selbst deinen Viehstand durch zwecklose Opfer verringerst.

f) Bis du gänzlich verarmt bist.

Schenk' ich dir Becher von Silber und ein mit funkelndem Golde
Ausgelegtes Gefäß, so glühst du vor Freude, so pochet
Hoch in der linken Brust dir das Herz und treibet dir Schweiß aus.
Stracks beginnst du: „Warum bekleid' ich der Himmlischen Antlitz
Nicht mit dem köstlichsten Gold *g*)? Die unter den ehernen Brüdern,
Die uns gütig im Schlaf mit dunstfreyen Träumen beglücken *h*),
Sind es vor andern werth. S i e schmück' ich mit goldenen Bärten.“

g) Warum beweise ich mich gegen die Götter, die mir diese Geschenke zugewandt haben, nicht auf die nemliche Art dankbar? Der Thor beurtheilt sie also nach sich, d. h. er behandelt sie nach menschlicher Sitte.

h) Die Alten legten sich oft in den Tempeln schlafen, um über wichtige Angelegenheiten von den Göttern im Traum belehrt zu werden. Dieser Aberglaube ist es, den Persius hier vor Augen hat. Die fratres aëni gehen wahrscheinlich weder auf Aegyptus funfzig Söhne, noch auf das Brüderpaar Kastor und Pollux, sondern stehen, als scherzhafter Ausdruck, für das gesammte ansehnliche Götter-Collegium, so weit es sich in Erz dem sterblichen Auge darstellt. „Wer unter den Göttern, läßt der Dichter den Frömmling sagen, die bestimmtesten und sichersten Eröffnungen durch Träume sendet, (und dieses Rufes genossen vorzüglich Apoll und Aeskulap,) dessen Bart soll vergoldet werden.“ Somnia pituita purgatissima für Träume zu nehmen, die uns anzeigen, wie wir uns von der Pituita helfen sollen, erlaubt die Latinität nicht. Es sind somnia animi, vaporibus non turbati, also vera. Man sehe die Ausleger zu Moschus 2, 5. und 4, 120.

Längst hat Gold die Gefäße des Numa, das Erz des Saturnus,
Und den thuscischen Thon und Vesta's Urnen verdränget.
O ihr verkehrten und ganz für das Himmlische fühllosen Seelen!
Ziemt sichs die Sitte der Welt in der Götter Tempel zu bringen,
Und nach dem Glück des verruchten Geschlechts *i*) das ihre zu messen?
Dieser verfälscht das Oel mit den fremden Düften der Narde,
Und durchkocht die Vließe Tarents mit dem Safte des Purpurs;
Jener gebeut aus der Muschel die Perle zu brechen und sondert
Durch des Feuers Gewalt von den rohen Schlacken die Erze.
Jeder irrt, doch gewinnt durch den Irrthum Jeder *k*). Ihr aber,
Sagt mir, Priester, was nützen dem Heiligthume die Schätze?

i) Der Menschen, nach den Worten des lasterhaften Fleischklumpens.

k) Indem er der Eitelkeit schmeichelt und die Habsucht befriedigt.

Traun so viel, als Cytheren der Jungfrauen Gaben, die Puppen *l*)

Laßt uns den Himmlischen weihn, was des edeln Messala verderbter
Sohn *m*), auf den stattlichsten Schüsseln umsonst zu geben, sich mühet,
Reine Achtung für Recht und Gesetz, in den Tiefen der Seele
Pflichtgefühl und ein Herz, von Tugendeifer durchdrungen.
Reiche du dieß für die Tempel mir dar, und ich opfre mit Mehle *n*).

l) Die griechischen und römischen Mädchen widmeten diese der Göttinn, wenn sie in das Alter der Mannbarkeit traten.

m) Wörtlich, der triefäugige Sohn des großen Messala. Aber der ganze Zusammenhang lehrt, daß der Dichter lippus hier im moralischen Sinn, also für ausgeartet oder lasterhaft, nimmt.

n) Und die Götter werden sich mit einer Spende aus Mehl, dem gewöhnlichen Opfer der Armen, abfinden lassen.

Pierre

Pierre = Carlet de Marivaux

gebohren zu Paris 1688; ward in die Akademie aufgenommen d. 14. Febr. 1743. und starb den 12 Febr. 1763. a).

Wenn man im Ernste sagen könnte, daß sich die Natur bisweilen vergreife, so könnte man bey diesem Dichter ahnden, daß sie aus Irthum oder Laune einen weiblichen Geist in einen männlichen Körper gelegt habe. Eine außerordentliche Beweglichkeit, ein lebhafter und reger Witz, ein scharfer, vorzüglich auf Kleinigkeiten gerichteter Beobachtungsgeist, und gerade so viel Einbildungskraft als erforderlich ist, um einen Gedanken zu schminken und ein Bild auszuführen, aber nicht genug, um lebendige Gestalten aus dem Innern herauszuschaffen — dieß sind im Allgemeinen die Grundzüge eines Geistes, wie ihn Marivaux von der Natur erhalten hatte. Sterbliche dieser Art sind für die Gesellschaft

a) Die wenigen Umstände seines Lebens, unter denen die Aufnahme in die französische Akademie der merkwürdigste ist, s. in D'Alembert Histoire des membres de l'Académie françoise. Tom. VI. S. 53. ff.

gemacht *b*). Um das Spiel der gesellschaftlichen Unterhaltung in Bewegung zu setzen, bedarf es gerade nicht mehr, als dieser Verbindung des Witzes mit einer Reizbarkeit und Lebhaftigkeit, die mit dem Scheine der Empfindung täuscht. Wer aber die engen Gränzen des Zimmers verläßt, um auf einer größern Bühne aufzutreten, dem schenkt die Welt ihren Beyfall so wohlfeil nicht. Die feinern Züge, die leisern Tinten des gesellschaftlichen Witzes und der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit verschwinden in einem grössern Gesichtskreise; oder wenn sie sichtbar werden, scheinen sie den Ton und die Haltung des Ganzen zu stören. Hier nimmt das Genie, das sich in dem gesellschaftlichen Verkehr hinter dem Witze und der Anmuth verbirgt, den ihm gebührenden Platz wieder ein, und die Aeußerungen desselben, welche dort hart und schneidend scheinen, zeigen hier eine vollkommene Harmonie.

b) Marivaux Witz machte seinen Umgang, wenn man ihn selten genoß, sehr anziehend, aber das Uebermaß desselben, oder vielmehr der falsche und gesuchte Witz, mit dem er seine Unterhaltung beständig zu schmücken suchte, machte einen langdauernden Umgang mit ihm ermüdend. Sa converſation, ſagt Dalembert, semblable à ses ouvrages, paraiſſait, dans les prémiers momens, amusante par sa singularité, mais bientôt elle devenait fatigante paf sa monotonie métaphyſique, et par ses expreſſions peu naturelles; et si l'on aimait à le voir quelquefois, on ne déſirait pas de le voir longtems, quoique la douceur de son commerce et l'aménité de ses moeurs fiſſent aimer et eſtimer sa personne.

Wäre die Schauspielkunst, wie man so oft sich einbildet, nichts weiter als die Kunst das menschliche Leben zu kopiren, so würde das Gemälde einer geistreichen und fröhlichen Gesellschaft auf der Bühne, wie auf dem Zimmer gefallen. Nichts aber ist irriger, obgleich kein Irrthum gewöhnlicher ist. Ihm zu gefallen hat man nicht nur die Schauspieler von den öffentlichen Plätzen, die in Rom und Athen ihre Scene waren, verbannt, und in die Zimmer verwiesen, sondern, was noch weit schlimmer ist, sie hier mit der ganzen Dürftigkeit des gemeinen Lebens beschäftigt. Hierdurch aber sank die Kunst, die in dem Dienste der Aristofanes und Moliere eine göttliche Schöpferin war, zum Range einer Kopistin der Natur herab; sie hat der Würde einer Gebieterin entsagt, um als eine treue und dienstfertige Magd gepriesen zu werden. Hierdurch hat die Tragödie ihre Würde, das Lustspiel seine komische Kraft verloren; Worte sind an die Stelle der Handlungen, Einfälle an die Stelle der Situationen getreten; das Genie hat dem Witze und oft dem Aberwitze Platz gemacht und der Zauber der Poesie hat die Bühne einer trivialen Wahrheit überlassen.

Marivaux war nicht der erste Dichter, der, durch die Art seines Talentes irre geführt, den Unterschied zwischen dem, was in der Gesellschaft vergnügt, und dem was der Bühne zugehört, verkannte; aber noch kein dramatischer Dichter seiner

Zeit

Zeit hatte den Irrthum so weit getrieben. Das ganze Streben seines Geistes ging darauf, den conventionellen Ton der Gesellschaft, als Natur, auf die Bühne zu bringen; und durch eine sonderbare Fatalität nahm er seinen eignen Ton für den des gesellschaftlichen Lebens überhaupt. In der Welt, die ihn umgab, sah er überall nur sich, und die Farbe, die er selbst andern lieh, sah er für die wahre Farbe der Gegenstände an c). Unfähig den Zauberkreis zu überspringen, den seine Eitelkeit um ihn gezogen hatte, oder außer seiner beschränkten Welt eine andere zu ahnden, untersuchte er mit mikroskopischen Augen die Gegenstände, die er auf dieser kleinen Fläche bemerkte. Alle seine Werke sind daher nichts anders, als eine Sammlung solcher mikroskopischen Beobachtungen. Sie haben den Werth von Bekenntnissen und Beyträgen zur Geschichte des menschlichen Herzens und seiner Schwachheiten. Doch ist

c) Dalembert S. 94. Il semblait prêter à ceux qui lui parlaient, une espece d'attention; mais en paraissant attentif, il écoutait peu ce qu'on lui disait; il épiait seulement ce qu'on voulait dire, et y trouvait souvent une finesse dont ceux même qui lui avaient parlé ne se doutaient pas. Aussi toutes les Sociétés lui étaient à peu près égales, parcequ'il savait en tirer le même avantage pour son amusement; les gens d'esprit le mettaient en action, et lui faisaient prendre librement tout son essor. Se trouvait-il avec des sots? Il faisait effort pour les faire accoucher (comme le disait Socrate) et ne s'appercevant pas qu'il leur prêtait son esprit, il leur savait gré de ses pensées, comme si elles eussent été les leurs.

auch dieser Werth bey der Flachheit und dem Mangel an Mannichfaltigkeit der Gefühle, die Marivaux in seinem Herzen fand, außerordentlich beschränkt. Eine erstarrende Eitelkeit herrschte in dem Innersten seiner Brust. Sie ist daher fast das einzige Geheimniß des menschlichen Herzens, das er enthüllt und studirt hat; die einzige Empfindung, die er in allen übrigen findet, welche alles durchdringt und färbt.

Bey dieser Beschränktheit seiner Gefühle und seines Gesichtskreißes, ist es eben kein Wunder, daß er in den Werken der Kunst nur die Eigenschaften schätzte, die er selbst besaß, Witz, Lebhaftigkeit und Feinheit. Das Große und Göttliche machte keinen Eindruck auf ihn. Ein witziger Kopf, der dem Homer seine Göttlichkeit zu einem Spottnahmen machte *d*), mochte immerhin auch das Genie Moliere's verkennen, und sich, mit belustigender Naivetät, mit diesem großen Meister zu messen wagen *e*). Man muß es der kurzsichtigen Spinne verzeihen, daß sie ihr kleines dünnes Gewebe für schö-

d) Er pflegte ihn immer spottweise den göttlichen zu nennen. Er unternahm es ihn zu travestiren, in der Absicht, die Achtung, die man diesem wahrhaft göttlichen Barden, seiner Meinung nach, ohne Grund und aus bloßer Pedanterey bewieß, zu vernichten. Das Unternehmen mislang vollkommen und die Parodie des Homer wurde vergessen, als sie kaum bekannt geworden war.

e) Dalembert S. 88.

ner und vollkommener hält, als den Pallast, in dessen Winkel sie ihre Wohnung aufgeschlagen hat.

Die Leichtigkeit, mit welcher sich in den Werken Molieres das Gebäude seiner Dichtungen erhebt, die reiche Fülle von Einbildungskraft, die das Ganze durchströmet, die ungeschminkte Natur und Wahrheit seines Ausdruckes, alle diese Eigenschaften, welche eben so viele Kennzeichen eines wahren dramatischen Genies sind, konnten vielleicht Marivaux Augen entgehn, die auf die kleinen und buhlerischen Grazien des gesellschaftlichen Umgangs geheftet und von ihnen bezaubert waren. Er mochte sich leicht für einen größern Kenner des menschlichen Herzens halten, weil er einige leise Bewegungen desselben beobachtet und dargestellt hatte; Bewegungen, welche Moliere, in seiner kühnern und großen Manier, vielleicht absichtlich verschmähte. So verachtet der Anatom die Unwissenheit des Bildhauers, der an dem Körper eines vergötterten Herkules oder eines Apoll Adern und Muskeln verbirgt oder ihr Daseyn nur durch ein zartes Spiel auf der Oberfläche ahnden läßt.

Man darf aber nur die Werke beyder Dichter vergleichen, um den Mann von Genie und den witzigen Kopf durch scharfe Grenzlinien unterschieden zu finden. Moliere ist in jedem seiner zahlreichen

Stücke neu. Jedes ist eine Welt für sich. Ueberall finden wir andere Menschen, andere Charaktere und nirgends den Dichter. Denn dieser Proteus verwandelt sich in alle Gestalten. Wir wissen wohl, daß wir durch einen Zauber getäuscht werden; aber dieser Zauber hat so ganz das Gepräge der Wahrheit, daß wir an den Urheber desselben gar nicht einmal denken können. Mit Kraft und Anmuth und in einer fruchtbaren Mannigfaltigkeit scheint hier alles von selbst mit göttlicher Leichtigkeit aus dem Schooße des Genies hervorzusprießen. Alles ist Dichtung und doch scheint alles Wahrheit zu seyn; alles ist Kunst und doch glauben wir nichts als Natur zu sehn.

Wie verschieden hiervon ist der Anblick, den uns Marivaux Schauspiele darbieten! Wir glauben ein Marionetten-Theater zu sehn, auf welchem immer die nemlichen Puppen nur in veränderter Kleidung spielen. Ueberall dieselben Manieren, dieselben Ausdrücke und beynahe die nemlichen Begebenheiten *f*). Der strahlende Flitterputz bedeckt den

f) Dalembert macht S. 70 ff. einige Bemerkungen über diese Einförmigkeit, wo er sehr richtig sagt, der Unterschied in den Schauspielen dieses Schriftstellers beruhe in den kleinen Verschiedenheiten, die der Verfasser in seinem Stoffe zu fassen und anzudeuten gewußt habe. Aber, fährt er fort, die große Menge, welche das Theater besucht, geht nicht hin um die Fibern des menschlichen Herzens durch das Vergrößerungsglas zu beobachten, sondern um die Bewegungen desselben enthüllt zu sehen, und findet, in den subtilen Operationen des Verfassers

unbeseelten Stoff doch nur schlecht, und alle Lebhaftigkeit und Gewandheit, mit welcher diese Puppen bewegt werden, läßt uns doch die Hand nicht vergessen, die sie regiert. Wenn Moliere das Genie eines großen Mahlers besaß, so hatte Marivaux dagegen das Talent einer Putzmacherin, die denselben Stoff in mannichfaltige Formen zu drücken und ihm immer einen Schein von Neuheit zu geben weiß.

Diese Unfruchtbarkeit des Geistes, mit einem heftigen Streben nach Originalität verbunden, vollendete die Unnatur seiner Produkte, ohne daß er selbst etwas von dieser Erscheinung ahndete. Er pflegte, in seiner Manier, zu sagen: »Ich will unter der kleinen Anzahl originaler Köpfe lieber auf der hintersten Bank sitzen, als unter der zahlreichen Heerde gelehrter Affen den ersten Platz behaupten.« Aber leider war die Originalität, in deren Besitze er sich glaubte, nichts weiter als eine fehlerhafte Manier, eine Verirrung von dem Wege der Schönheit in das Gebiet der Affectation.

nichts als eintönige und ermüdende Wiederholungen. Dieses war eine der Hauptursachen, warum Marivaux Stücke bey der ersten Aufführung selten gefielen. Nur allmählig und bey öfterer Wiederholung wurden die Zuschauer in den Stand gesetzt, die Feinheit des Ganzen und der einzelnen Theile wahrzunehmen.

In diesem Gebiete war Marivaux gleichsam einheimisch. Hier war seine Natur. Sein Ausdruck, seine Charaktere, die Anlage und der Gang der Handlung, alles trägt in den Werken dieses Schriftstellers das Gepräge einer ihm eigenthümlichen Sonderbarkeit.

Marivaux war nicht wenig eitel auf das Verdienst, in seinen Lustspielen die Liebe auf eine ganz andere Weise als seine Vorgänger behandelt zu haben. Diese Leidenschaft, die seit dem Zeitalter Menander's die Grundlage der Komödie und gleichsam der Faden gewesen ist, an welchen sich die mannichfaltigen Mittel der Belustigung anspinnen, pflegt bey dem Anfange der Handlung vollkommen gebildet zu seyn, und das Geschäfte des Dichters besteht in der Kunst, das liebende Paar über alle Schwierigkeiten hinweg zu dem gewünschten Ziele zu führen. Marivaux verließ diesen Weg, weil er ihm allzu betreten schien, und machte die Liebe, die nur eine Gelegenheit der Belustigung seyn kann, zum Gegenstande derselben. »Bey meinen Collegen, pflegte er zu sagen, liegt die Liebe im Streite mit dem, was sie umgiebt, und wird endlich, allem Widerstande zum Trotze, glücklich. Bey mir streitet sie nur mit sich selbst und wird glücklich, ohne es gewollt zu haben.« Ueberall ist es die Liebe und nichts als die Liebe, was den

ganzen Rahmen seiner dramatischen Gemälde füllt. »In meinen Stücken, sagte er, wenn er sich gegen den Vorwurf der Einförmigkeit vertheidigen wollte, — in meinen Stücken herrscht bald eine Liebe, die beyden Liebenden unbekannt ist; bald eine Liebe, die sie fühlen, und sich gegenseitig verbergen, bald eine furchtsame Liebe, die sich nicht zu erklären wagt, bald endlich eine ungewisse und unschlüssige Liebe, eine Liebe, die, so zu sagen, erst halb gebohren ist, die sie ahnden, ohne ihrer gewiß zu seyn, und die sie in ihrem Innern belauschen, ehe sie ihr einen freyen Ausflug verstatten *g*).«

Uebrigens täuschte sich Marivaux, wenn er die Geheimnisse der Liebe und ihrer Ränke in dem menschlichen Herzen darzustellen glaubte *h*). Was er mit dem Nahmen der Liebe beehrt, ist nichts weiter als ein Schatten derselben; ein leerer Schein ohne Körper und Wärme. Man hat gesagt, Marivaux Personen liebten sich so spät, und heiratheten sich so schnell als möglich; aber man hätte eigentlich sagen sollen, daß sie sich meistentheils auf

g) Dalembert. S. 71.

h) Marivaux pflegte in seiner gesuchten Manier zu sagen: J'ai guetté dans le coeur humain toutes les niches différentes où peut se cacher l'amour lorsqu'il craint se montrer, et chacune de mes Comédies a pour objet de le faire sortir d'une de ces niches.

den ersten Anblick einen gewissen Geschmack abgewinnen, viele Umstände machen, ihre Schwachheit zu bekennen, und, wenn endlich, nach langer Affectation, das erwünschte Geständniß ausgesprochen ist, sich auf der Stelle heirathen. Man könnte in dieser Rücksicht die Komödien dieses Schriftstellers einen praktischen Unterricht nennen, Liebeserklärungen zu machen und Liebeserklärungen auszuweichen.

Der flüchtige Geschmack zweyer Personen an einander, der in Marivaux Komödien mit dem Nahmen der Liebe ziemlich willkührlich belegt wird, bekömmt meistentheils durch eine zufällig oder absichtlich erregte Eifersucht den Firniß der Leidenschaft. Denn als tiefes und herrschendes Gefühl zeigt sie sich hier nie; sondern als flache Eitelkeit, als Koketterie und Heucheley gegen sich und andere.

In diesem Charakter zeigt und entwickelt sie sich meistentheils in einigen peinlichen Situationen, die dieser Schriftsteller nicht ohne Mühe hervorbringt. Er scheint es für den Gipfel der dramatischen Kunst gehalten zu haben, seine Personen in einem engen Kreiße um einander herum zu treiben, sie mit falschen Angriffen, falschen Vertheidigungen zu ermüden, um sie nach unendlich vielen vergeblichen Schritten auf einen Punkt zu führen, den sie meistentheils auf den ersten oder zweyten Schritt hät-

ten erreichen können. Denn oft wäre die peinlichste Situation mit Einem Worte zu endigen oder zu vermeiden gewesen; aber dieses Eine Wort bleibt aus, bis der Dichter durch Entzweyungen und Aussöhnungen die erforderliche Anzahl von Scenen fortgesponnen hat *i*). Immer sieht man in seiner Hand den dünnen Faden schweben, den eine herzhafte Bewegung der handelnden Personen, wenn sie sich selbst überlassen wären, zerreißen würde.

Einige Beyspiele werden den Geist, in welchem diese Schauspiele gedacht und ausgeführt sind, kenntlicher machen. Damis und Luzilie *k*) sind von ihren Eltern für einander bestimmt. Sie kennen sich nicht, als aus den günstigen Zeugnissen andrer, deren ungeachtet ihnen der Dichter eine entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit einander einflößt. Da sie es aber nicht wagen, sich dem Willen ihrer Eltern geradezu entgegen zu setzen, so hofft

i) Wenn Erast in der Erzählung, die er (in La méprise. Tom. IV. S. 21.) Hortensien von der Bekanntschaft macht, die er mit ihr errichtet zu haben glaubt, nicht den einzigen Umstand von dem gefundenen Handschuh ausließe, so wäre das Misverständniß sogleich gelöst und Hortensie würde wissen, daß er sie für ihre Schwester hält. Wenn weiter hin Frontin nicht vergessen hätte, daß die Geliebte seines Herrn eine Schwester hat, die ihr vollkommen gleicht, so würde das Misverständniß keine weitere Dauer gehabt haben.

k) Les Sermens indiscrets.

jedes von ihnen, durch ein freyes Geständniß seiner Abneigung das andere zu bewegen, mit gemeinschaftlichen Kräften die beabsichtigte Heirath rückgängig zu machen. Damis kömmt, voll von diesen Gesinnungen, an. Er findet Lisetten, die ihm, im Auftrage ihrer Gebieterin, seine Erklärung abnimmt, und ihn ermahnt, einem Vorsatze treu zu bleiben, dessen Ausführung durch Luziliens Reize erschwert werden dürfte. Die Zuversichtlichkeit, mit der er diese Erinnerung beantwortet, reizt die Eitelkeit Luziliens, die in einem Nebenzimmer Zeugin der ganzen Unterredung gewesen ist. Sie tritt heraus, mit dem Vorgeben, sich mit ihm über die Harmonie ihrer beyderseitigen Gesinnungen zu freuen; eigentlich aber mit der geheinem Absicht, seine Dreistigkeit zu bestrafen und seines Vorsatzes vergessen zu machen. Dieses Unternehmen wird ihr selbst gefährlich. Sie findet den Mann, dem sie entsagen will, liebenswürdig; auch er fühlt sich durch ihren Anblick besiegt; aber gleichwohl begehen sie die Thorheit, sich eine völlige Gleichgültigkeit auf das heiligste zuzusagen. An diesem, mühsam und widerwärtig gedrehten Faden spinnt sich die Handlung weiter fort. Die beyden Liebenden sind übereingekommen, daß Damis Neigung für Luziliens Schwester vorgeben und dadurch die Veranlassung eines Bruches herbeyführen soll. Dieser Umstand wird ein Mittel Luziliens Eifersucht zu erregen und die Katastrophe zu

bewirken, die natürlicher Weise in der Aufhebung des gegenseitigen Versprechens besteht. Die kleinen unmerklichen Schritte aber, die der Dichter bis zu diesem Punkte thut, ermüden den Leser. Damis wagt es nicht, der getroffenen Uebereinkunft zuwider, deutlich von Liebe zu reden; und Luzilie, die nichts mehr wünscht, als daß er sein Versprechen vergessen möchte, ist zu stolz, die Veränderung ihrer Gesinnungen deutlich genug merken zu lassen. Dieses gespannte Verhältniß, das viel zu lange dauert, um belustigend zu seyn, wäre, wenn es doch einmal entstehen sollte, mit ein wenig mehr wahrer Liebe von beyden Seiten, und etwas mehr Freymüthigkeit von Seiten des Liebhabers, sehr schnell geendigt gewesen. Aber man möchte sagen, daß dieser Schriftsteller seine Personen auf ein Seil nöthige, um mühsam einen kleinen Weg zurückzulegen, und ihnen schlechterdings nicht erlaube, sich durch einen herzhaften Sprung auf ebenen Boden aus dieser beschwerlichen Lage zu retten.

In einem andern Stücke *l*) hat der letzte Wille eines Verwandten, Hortensien einem Marquis bestimmt, dem er den größten Theil seiner Güter hinterläßt, aber es ihm freystellt, sich dieser Verpflichtung gegen Hortensien durch ein ansehnliches Legat zu entledigen. Der Marquis, ein Mann von

l) Les Legs.

gesetztem Alter, liebt eine Gräfin; Hortensie einen Chevalier; beyde haben also nicht die mindeste Lust, die erste Bedingung des Testamentes zu erfüllen, eben so wenig, als auf der andern Seite das Legat aufzuopfern. Jedes erräth die Gesinnungen des andern, und beyde hoffen das Legat zu gewinnen, wenn sie sich bereit stellen, eine Verbindung mit einander einzugehn. Der Marquis wünscht indeß vor allen Dingen der Gesinnungen der Gräfin gewiß zu seyn, mit der er in der freundschaftlichsten Verbindung lebt, ohne doch der Liebe noch jemals Erwähnung gethan zu haben. Er zieht sie also wegen seiner Angelegenheiten mit Hortensien zu rathe, und die Gräfin benutzt diese Gelegenheit, ihm eine Erklärung so nah zu legen, als es nur immer mit Anstand geschehn kann. Eine Stelle aus dieser Scene, die in Marivaux Komödien so viele ihres gleichen hat, wird hier nicht am unrechten Platze stehn. Es ist die Rede von Hortensien, und man kann leicht glauben, daß sich die Gräfin nicht eben sehr eingenommen für sie zeigt.

Marquis. Da treffen Sie den rechten Punkt. Sie denkt zu viel an ihre Reize. Um ihr zu gefallen, müßte man sie immer mit Komplimenten unterhalten, und ich gestehe, daß dieses meine Stärke nicht ist. Die Koketterie genirt mich und macht mich stumm.

Gräfin. Ha, ha! Etwas kokett ist sie freylich. Aber fast alle Weiber sind so. Sie werden überall das nämliche finden.

Marquis. Nur bey Ihnen nicht, Gräfin. Mein Gott, was ist das für ein Unterschied! Sie gefallen, ohne daran zu denken, ohne daß es Ihre Schuld ist. Sie wissen nicht einmal, daß Sie liebenswürdig sind; aber andere wissen es für Sie.

Gräfin. Für mich, Marquis? Ich meyne, daß auf diesen Punkt andere eben so wenig an mich denken, als ich selbst.

Marquis. Verzeihen Sie. Ich kenne Leute, die Ihnen nicht alles sagen was sie denken.

Gräfin. Und wer wären denn die? Einige gute Freunde wie Sie, ohne Zweifel.

Marquis. Freunde? Von denen ist die Rede nicht. Und, warlich, Sie haben noch lange hin, ehe Sie Freunde haben können.

Gräfin. Ich danke Ihnen für das kleine Kompliment en passant.

Marquis. Nicht en passant — ich sage es absichtlich.

Gräfin (lächelnd). Wie? Sie behaupten im Ernste, ich könnte keine Freunde haben? Sind Sie denn nicht mein Freund?

Marquis. Verzeihen Sie. Aber es wäre so erstaunlich nicht, wenn ich etwas anders wäre.

Gräfin. Und doch, die Wahrheit zu sagen, würde ich darüber erstaunen.

Marquis. Und noch mehr darüber zürnen!

Gräfin. Erstaunen, sage ich Ihnen. — Ich will indessen gern glauben, daß ich liebenswürdig bin, weil Sie es sagen.

Marquis. O! entzückend. Ich würde mich sehr glücklich preisen, wenn Hortensie Ihnen gliche. Mit Freuden würde ich sie heirathen. Aber jetzt habe ich alle mögliche Mühe, mich dazu zu entschließen.

Gräfin. Das glaube ich Ihnen; aber Ihr Fall wäre noch schlimmer, wenn Sie schon für eine andere Person eingenommen wären.

Marquis. Nun gerade dieser schlimmere Fall ist der meinige.

Gräfin. Wie? Sie lieben eine andere?

Marquis. Von ganzer Seele!

Gräfin (lächelnd). Das habe ich geahndet!

Marquis. Und haben Sie auch die Person geahndet?

Gräfin. Nein. Aber ich hoffe, daß Sie mir sie nennen werden.

Marquis. Sie würden mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie sie errathen wollten.

Gräfin. O warum soll ich mir diese Mühe geben, da Sie hier sind?

Marquis. Sie kennen sie auf das genaueste. Es ist die liebenswürdigste, freymüthigste Frau — sie hat ihres Gleichen nicht — und je mehr ich sie sehe, desto mehr muß ich sie bewundern.

Gräfin. O so heirathen Sie diese Frau und entsagen Hortensien! Sie dürfen sich hier gar nicht besinnen u. s. w.

Ganz unerwarteter Weise verfehlen alle diese Aufforderungen ihren Zweck und das mit so vieler Mühe vorbereitete Geständniß bleibt aus, oder es wird vielmehr so zur unrechten Zeit und auf eine so ungeschickte Art vorgebracht, daß der Marquis keine entscheidende Antwort erhalten kann. Man sieht wohl, daß der Dichter noch einiger Mißverständnisse bedurfte und die Personen daher nach seiner Willkühr regiert. Der Marquis muß glauben, daß sein Antrag verschmäht werde. Als er eben im Begriff ist, sich zu entfernen, tritt Hortensie herein, erklärt ihm ihr Verhältniß mit dem Chevalier und verlangt zu wissen, ob der Marquis geneigt sey, die Bedingung des Testaments zu erfüllen. Dieser stellt sich bereit hierzu, um sie zu täuschen, und Hortensie, die seine Absicht erräth, dringt in ihn, sein Versprechen noch den nämlichen Tag zu erfüllen. Die Situationen, welche hieraus entstehen, bringen fast gar keine Wirkung hervor. Hortensie ist vom Anfange an überzeugt, daß der Marquis sein Wort nicht halten

wird; und dem Marquis steht es jeden Augenblick frey, zurückzutreten, wenn er sich zur Auszahlung des Legats entschließen will. Niemand ist also in Verlegenheit, als die Gräfin, deren Aeußerungen lächerlich seyn würden, wenn sie eine Thörin wäre; aber da uns der Dichter Achtung für sie einflößen wollte, so verzeihen wir es ihm nicht, daß er ihr eine so klägliche Rolle zu spielen gibt. Wir wollen sehen wie sie genöthigt wird die Sache zu endigen:

Marquis. Hier ist der Brief an den Notarius. Aber ich weiß nicht, ob er abgehn wird. Ich bin mit mir selbst nicht eins. Man sagt, daß sie mich zu sprechen verlangen, Gräfin?

Gräfin. Ja, um ein gutes Wort für Lepinen einzulegen. Er hat geglaubt, Ihnen einen Dienst zu erzeigen, und er fürchtet seinen Abschied zu bekommen. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie ihn behalten; und ich hoffe, daß Sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden, da Sie sagen, daß Sie mich lieben.

Marquis. Allerdings liebe ich Sie und werde Sie nur noch allzu lange lieben.

Gräfin. Ich hindere Sie nicht daran.

Marquis. Ey, ich möchte auch sehn, wie Sie das anfangen wollten, da ich mich selbst nicht daran hindern kann.

Gräfin.

Gräfin. Ha, ha, ha! dieser brüske Ton macht mich lachen.

Marquis. O, die Sache ist auch sehr lustig!

Gräfin. Lustiger als Sie denken.

Marquis. Nun, auf Ehre, ich denke, daß ich Sie in meinem Leben nicht gesehn haben möchte!

Gräfin. Ihre Neigung drückt sich mit unendlicher Anmuth aus.

Marquis. Was Anmuth! Wozu könnte mir die helfen? Ist es Ihrem Herzen nicht gefällig gewesen, mich hassenswürdig zu finden?

Gräfin. Sie machen mich ungeduldig mit Ihrer Schimäre von Haß! Was haben Sie nur in aller Welt für Beweise von meinem Haße gegen Sie? Von meiner Geduld zwar habe ich Ihnen Beweise genug gegeben, da ich Ihre sonderbaren Unterhaltungen so oft angehört habe. Habe ich Ihnen nur je ein Wort von dem gesagt, was Sie mich sagen lassen: daß Sie mich unwillig machten, daß ich Sie häßte, daß ich Ihrer spottete? Lauter Schimären, die Sie aus Ihrem eigenen Kopfe nehmen, und die Gefälligkeit haben mir zuzuschreiben; Schimären, die Sie vergrößern und vermehren, so oft Sie mir antworten, oder mir zu antworten glauben. Denn in der That, lieber Marquis, Sie sind unglaublich linkisch. Ihre Antworten passen eben nicht mehr auf mich, als auf jemanden, der Sie in seinem Leben nicht

gesprochen hätte; und doch beklagen sich der Herr Marquis.

Marquis. Ohne Zweifel, weil der Herr Marquis extravagirt!

Gräfin. Wenigstens ist er der unerträglichste Mensch, den ich kenne. Ja, ja, Sie können es nur glauben, es gibt nichts originaleres, nichts unerhörteres, als ihre Unterredungen mit mir.

Marquis. Ich wundre mich nicht, daß es Ihnen bey der Abneigung, die Sie einmal gegen mich gefaßt haben, so vorkömmt.

Gräfin. Nun, Sie sollen gleich sehn. Sie sagen, daß Sie mich lieben; nicht? Und ich glaube Ihnen. Aber lassen Sie uns sehn! Was möchten Sie wohl, daß ich Ihnen zur Antwort gäbe.

Marquis. Was ich möchte? Nun das ist wahrlich sehr schwer zu rathen! Sie wissen das mehr als zu gut.

Gräfin. Nun, hab' ich's nicht gesagt? Heißt das auf meine Frage antworten? Gehn Sie, ich werde Sie niemals lieben, nein, niemals.

Marquis. Desto schlimmer, Gräfin, desto schlimmer! ich hoffe, daß Sie es mir verzeihn werden, wenn mich das eben nicht in die beste Laune gegen Sie setzt.

Gräfin. Lernen Sie doch, daß, wenn man den Leuten sagt, daß man sie liebt, man sie wenigstens fragen muß, was sie davon denken.

Marquis. Wie Sie mich schikaniren!

Gräfin. Es ist nicht mit Ihnen auszuhalten! Leben Sie wohl.

Marquis. Nun wohl denn, Gräfin, ich liebe Sie; was denken Sie davon? und abermals, was denken Sie davon?

Gräfin. Was ich davon denke? Daß ich es sehr gerne sehe, und abermahls, daß ich es gerne sehe. Denn, wenn ich es nicht so mache, kommen wir niemals zu Ende.

Marquis. Ah Sie sehen es gern? Ich komme wieder zu Athem! Gräfin, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen u. s. w.

Den Mangel an komischer Kraft *m*), der in allen Komödien dieses Schriftstellers sehr fühlbar ist, und theils aus dem Mangel an Handlung, theils aus seiner gleichsam analysirenden Art Empfindun-

m) Man kann auf Marivaux anwenden, was Johnson von Congreve sagt (The Lives of the english poets T. III. S. 57) „Seine Charaktere sind Geschöpfe der Kunst, mit wenig Natur und sehr wenig Leben. Er machte sich eine eigene Idee von komischer Vortreflichkeit, die, seiner Meinung nach, in witzigen Bemerkungen und unerwarteten Antworten bestand: aber was er sich zum Zwecke machte, verfehlte er nicht leicht. Seine Scenen enthalten nicht viel Laune, Einbildungskraft oder Leidenschaft: seine Personen sind eine Art von intellectuellen Gladiatoren; der Gedanke ist ein Streich, der versetzt werden, oder eine Parade, die den Streich abwenden soll. Nie hört der Wettstreit des Witzes auf, und sein Witz ist ein Meteor, das mit abwechselnden blitzen hin und her streicht."

gen darzustellen, entspringt, hat er durch einen großen Aufwand von Witz zu ersetzen gesucht. Aber das Komische, das nur in den Worten liegt, ist mit dem, was aus der Situation entspringt, in keine Vergleichung zu setzen. Man hat mit Recht gesagt, daß alles, was bey Marivaux belustigend ist, nur ein Lächeln erregt, das auf der Oberfläche schwimmt und nicht in das Innere dringt. Und in der That hat dieser Schriftsteller die Kraft dieses Mittels durch den übermäßigen Gebrauch desselben geschwächt. Alle seine Personen, bis zu dem untersten Bedienten herab, sind witzig, geistreich und fein. Dieses beständige Wetterleuchten des Witzes aber bringt nicht selten die nemliche Empfindung hervor, die in der physischen Welt ein häufiges schnell hervorblitzendes und schnell verlöschendes Licht erzeugt: eine Empfindung, die dem Ekel sehr nahe verwandt ist n).

n) Marivaux hatte hiervon selbst einige Ahndung. Er verlangte, daß die Schauspieler in seinen Stücken den Schein annehmen müßten, den Werth dessen, was sie sagen, nicht zu fühlen. Indessen hat dieß bey der Aufführung grosse Schwierigkeiten; denn da in diesen Komödien schlechterdings nichts interessant ist als die Reden, so ist zu fürchten, daß sie, bey einem solchen Vortrage, wie Marivaux verlangte, fast ganz leer scheinen würden. Daher fanden auch seine Vorstellungen bey den Schauspielern wenigen Eingang. Einer derselben erwiederte ihm: Je jouerai mon rôle d'Amant aussi bêtement qu'il vous conviendra; mais me répondez-vous que le Parterre, et peutêtre la moitié des Loges, m'entendent? Gardez-vous, et nous aussi, de supposer à vos spectateurs une intelligence qu'ils

Die Sonderbarkeit des Ausdrucks in den Werken dieses Schriftstellers ist berühmt. Gewöhnliche Gedanken immer auf eine ungewöhnliche Weise zu sagen; immer die natürliche Wendung zu vermeiden, um durch Neuheit zu überraschen o); kleine

n'ont pas; nous leur ferions un honneur dangereux pour nous et peu flatteur pour eux, qui n'en sauraient rien.

o) Das Gesucht-kostbare auf der einen, und das Gesucht-familiäre auf der andern Seite war diesem Schriftsteller so geläufig geworden, daß er sich selbst immer auf diese Weise ausdrückte und diese Art des Ausdrucks für Natur hielt. Er sagt in der Vorrede zu einem seiner Stükke: A l'égard du genre de ſtyle et de converſation, je conviens qu'il eſt le même que celui de la Surpriſe de l'Amour, et de quelques autres pièces; mais je n'ai pas cru pour cela me répèter en l'employant encore ici: ce n'eſt pas moi que j'ai voulu copier, c'eſt la nature, c'eſt le ton de la converſation en général, que j'ai tâché de prendre: ce ton-là a plu extrêmement et plaît encore dans les autres pièces, comme ſingulier, je crois; mais mon deſſein était qu'il plût comme naturel, et c'eſt peut-être parce-qu'il eſt effectivement, qu'on le croit ſingulier, et que, régardé comme tel, on me reproche d'en uſer toujours. Dieser sonderbare Irrthum und die grosse Leichtigkeit, mit der sich Marivaux seines seltsamen Styls bediente, ist die einzige Entschuldigung, die ihm zu statten kömmt, und die den Fehler in der That bisweilen vergessen läßt. Dalembert bemerkt mit Recht (S. 153.) daß Marivaux bey dem geschraubten, kostbaren und unnatürlichen Jargon, den er seine Personen sprechen läßt, das seltene Verdienst besitzt, seinem Dialoge eine grosse Wahrheit zu geben. „Man halte ihnen, setzt er hinzu, ihren seltsamen Jargon einen Augenblick zu Gute, man nehme an, daß sie keine andere Sprache sprechen könnten, und man wird sehn, daß sie sich immer das sagen und antworten, was sie sich in der Lage, in die sie gesetzt sind, sagen und antworten müssen."

Gedanken von allen Seiten zu zeigen; immer fein und überfein seyn zu wollen; das ist es, was man mit Einem Worte Marivaudage nennt *p*).

Was konnte Marivaux auch viel anders thun? Situationen, dergleichen er zu schaffen pflegt, erlauben kaum eine andere Sprache, und die Flachheit der Charaktere und Empfindungen zu verbergen, gab es kein Mittel, als eine Art des Ausdrucks, welche Tiefe heuchelt. Was sind die Menschen in Marivaux Schauspielen? Die besten sind leer, die leidenschaftlichsten kalt. Aechter Adel der Seele, reine Schönheit der Natur, Kraft des Charakters, dieß und alles was daraus entspringt und damit verwandt ist, war diesem Schriftsteller ziemlich fremd.

p) Eine treffende Vergleichung der Manier Fontenelle's, die in ihrer Art ebenfalls sonderbar genug ist, und der Manier unsers Schriftstellers aus Dalemberts Eloge S. 98 wird hier nicht an der unrechten Stelle stehn: Fontenelle affecte quelque fois la familiarité dans l'expression des idées les plus nobles; Marivaux, la singularité dans celles des idées les plus communes: le premier rend la finesse même avec simplicité: le second, la naïveté même avec affectation: Fontenelle ne dit souvent que la moitié de sa pensée, en ayant soin de faire entendie le reste; M. de Marivaux dit toute la sienne, en détaille même jusqu'aux moindtes faces; et l'on pourrait dire avec quelquesuns de ses Censeurs, qu'il ne quitte pas une phrase qu'il ne l'ait gâtée, si sa prémière façon de la dire n'était pas pour l'ordinaire, aussi peu naturelle que les autres: le prémier peint la nature humaine en philosophe; le second les iudividus en observateur.

Wollen wir sehen, wie er die unverderbte, naive Natur faßt, so dürfen wir unsre Blicke nue auf jene Kinder werfen q) die, in einer vollkommenen Abgeschiedenheit von der Welt erzogen, nur einige schwarze Erzieher haben können lernen, die sie in einer gänzlichen Unwissenheit über die Welt außer ihnen gelassen haben. Zum erstenmal haben sie nun Geschöpfe ihres gleichen gesehn. Die junge Aegle hat die Bekanntschaft des liebenswürdigen Azor gemacht, der ihr Herz gewinnt, indem er ihrer Eitelkeit schmeichelt. Man sagt ihnen, daß sie sich bisweilen trennen müssen, um sich immer mit derselben Lebhaftigkeit lieben zu können. Azor hat sich entfernt, und Aegle ist mit ihrem Spiegel, den sie so eben erst zum Geschenk erhalten hat, allein geblieben. »Ich habe Unrecht gehabt ihn wegzuschicken, sagt sie, indem sie sich in ihrem Spiegel betrachtet; Carise und Mesrou wissen nicht, was sie wollen. Um den Gegenstand, den ich hier vor mir sehe, ewig zu lieben, hätte er sich nicht zu entfernen gebraucht. — Ich will mich doch hier an den Bach setzen, so habe ich noch einen Spiegel mehr. — Aber was seh' ich? noch eine Person!

Adine. Ha! was ist denn das für ein neuer Gegenstand?

q) In dem Schauspiele La Dispute.

Aegle. Sie betrachtet mich mit Aufmerksamkeit, aber sie bewundert mich nicht. Das ist kein Azor (sie betrachtet sich im Spiegel); noch viel weniger eine Aegle; und doch, glaube ich, vergleicht sie sich mit mir.

Adine. Ich weiß nicht, was ich aus dieser Gestalt machen soll; ich weiß selbst nicht, was ihr fehlt, aber sie hat etwas außerordentlich uninteressantes.

Aegle. Sie ist von einer Art, die mir gar nicht ansteht.

Adine. Ob sie wohl sprechen kann? — Wir wollen doch sehen! — Bist Du eine Person?

Aegle. Schöne Frage! Ich denke, allerdings.

Adine. Nun! Und du hast mir nichts zu sagen?

Aegle. Nein! gewöhnlich kömmt man mir zuvor; mich redet man an.

Adine. Aber bist du nicht entzückt, mich zu sehn?

Aegle. Dich? Ich entzücke andere.

Adine. Wie? Du bist nicht vergnügt über meinen Anblick?

Aegle. Weder vergnügt, noch traurig. Ganz gleichgültig.

Adine. Das ist doch sonderbar. Du betrachtest mich, ich zeige mich dir, und du fühlst nichts. Das macht, weil du wo anders hin siehst. Be-

trachte mich doch mit Aufmerksamkeit! Nun! wie findest du mich? u. s. w.

In diesem Geiste hat Marivaux überall die menschliche Natur behandelt. Was er uns für Naivetät bietet, ist nur die Enthüllung einer ungemessenen kleinlichen Eitelkeit, nicht des reinen Naturgefühls, das bisweilen unerwarteterweise seine gesunden und frischen Blüthen zwischen den Ranken der Verkünstlung hervortreibt. Wenn uns dieses entzückt und rührt, lockt uns jenes kaum mehr als ein spöttisches Lächeln ab.

Es bleibt uns noch übrig einige Worte über Marivaux Romane zu sagen *). Derselbe Geist, der die Schauspiele dieses Schriftstellers beseelt, herrscht auch in jenen; denn seine Komödien sind Romane in dialogischer Form. Aber das Analysiren jeder Empfindung steht in dem Romane doch mehr an seiner Stelle als auf der Bühne; und die Feinheit der psychologischen Untersuchungen würde hier oft belehrend und bisweilen selbst unterhaltend seyn, wenn Marivaux nicht jeden Augenblick den Fa-

*) Marivaux erster Roman war Pharsamon ou les nouvelles folies romanesques, in welchem er den Don Quichotte nachahmen wollte. Das Unternehmen mislang. Mehr Glück machte Marianne und der Paysan parvenu.

den der Erzählung abbräche, um gleichsam ihre Wahrheit durch philosophische Beweise zu beurkunden.

In den beyden Romanen, von denen hier die Rede ist, in der Marianne und dem Paysan parvenu, aber ganz vorzüglich in dem letztern, herrscht eine gemeine und oft sogar eine geistlose Natur. Die Darstellung der edlern Charaktere ist schwach und meistentheils nur als Schilderung erträglich; besser gelingt ihm die Darstellung gemeiner Seelen. Diese sind in beyden Romanen überall anzutreffen, und wo man sie antrift, kömmt man sobald nicht von ihnen weg. Der Charakter einer Dalain im Paysan parvenu, einer Dutour in der Marianne ist Natur; aber eine Natur, die in die äußersten Winkel eines Gemäldes verwiesen, nicht, wie hier, auf dem Mittelgrunde selbst einen so großen Raum einnehmen sollte.

Die Kunst, einen kleinen Raum in unendlich viele Theile zu spalten, sich immer zu bewegen, ohne doch sonderlich vorwärts zu kommen, — diese Kunst, in welcher Marivaux größtes Talent bestand — ist in diesen Romanen noch sichtbarer als in den Schauspielen. Das Detail seiner Erzählungen ist unendlich und artet oft in eine weibische Weitschweifigkeit in der Aufzählung geringfügiger Um-

stände aus, die zu keinem Zwecke führen und den Geist unbeschäftigt lassen.

Der beste Theil dieser Romane besteht in den Schilderungen von Charakteren, in denen man bisweilen La Bruyeres Feinheit, aber nicht leicht die Energie seines markigen Pinsels findet *s*).

Tiefgreifende Züge, die nicht blos ein beobachtendes Auge, sondern Innigkeit und Allgemeinheit des Gefühls voraussetzen, sind auch in den belebtesten Situationen nur selten und die Fülle der Worte deckt die Armuth der Empfindung nicht. Nur selten trift man auf einen empfundenen Zug, wie jener

s) Oft sind sie mit einer spitzfündigen Feinheit ausgemahlt, welche die Stelle treffender Kraft ersetzen soll. Ich will hier nur Eine Probe aus der Marianne anführen (IV. Part. S. 306. ed. d. Frcf.) die in Rücksicht auf Spitzfindigkeit, geschraubten Ausdruck und ermüdende Wiederholungen charakteristisch, aber in diesen Romanen keinesweges einzig ist: Madame Dorsin était belle; encore n'est ce pas-là dire ce qu'elle était. Ce n'aurait pas été la prémière idée qu'on eût eu d'elle en la voyant: on avait quelque chose de plus pressé à sentir, et voici un moyen de me faire entendre. Personnifions la beauté, et supposons qu'elle s'ennuye d'être si serieusement belle, qu'elle veuille essayer du seul plaisir de plaire, qu'elle tempère sa beauté sans la perdre, et qu'elle se déguise en grace: c'est à Madame Dorsin à qui elle voudra ressembler; et voilà le portrait que vous devez vous faire de cette Dame. — Ajoutez à présent une âme qui passe à tout moment sur cette physionomie, qui va y peindre tout ce qu'elle sent, qui y répand l'air de tout ce qu'elle est, qui la rend aussi spirituelle, aussi délicate, aussi vive qu'elle l'est tour à tour elle-même; et jugez par là les accidens de force, de grace, de finesse, et de l'infinité des expressions rapides qu'on voyait sur ce visage etc.

in der Geschichte Mariannens, die, ohne ihre Schuld von der ganzen Welt verlassen, auf den geräuschvollen Straßen der Hauptstadt umherirrt, sich mitten in dem Gewühle der Menschen so einsam fühlt, mit dumpfen Staunen die bewohnten Häuser betrachtet und dann bey sich denkt: »Alles, was ich hier sehe, hat nicht die geringste Beziehung auf mich.« Und dann: »Wie glücklich sind diese Menschen! Jeder von ihnen hat seinen Platz und seine Freystätte. Die Nacht wird kommen und sie werden alle von hier verschwunden seyn; jedes hat sich dann nach Hause begeben. Aber ich weiß nicht, wo ich hingehen soll. Mich erwartet niemand; niemand wird bemerken, daß ich fehle!«

Martin Opitz[a])
und
einige seiner Nachfolger.

Wenn das einmüthige Lob der Zeitgenossen und der, Jahrhunderte lang fortdauernde, Nachhall

a) Er wurde den 23. Sept. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte hier und auf dem Magdalenäum in Breslau die alten Sprachen ging 1618 auf die Universität Frankfurt an der Oder, und besuchte nachher noch Heidelberg, Straßburg und Tübingen. Im Jahr 1620 begleitete er einen jungen Dänen nach Holland und erhielt 1622 von dem Fürsten Gabriel Bethlem in Siebenbürgen einen Ruf an das neugestiftete Gymnasium zu Weißenburg, wo er als Professor mehrere alte Schriftsteller erklärte und den Plan zu einer Dacia antiqua entwarf, einem Werke, das die Alterthümer der genannten Provinz erörtern sollte, aber nie im Drucke erschienen ist. Aus Siebenbürgen, wo ihm weder Luft noch Lebensart zusagten, kehrte er schon im Jahre 1623 nach Schlesien zurück, erhielt von dem Herzoge in Liegnitz den Titel als Rath, begleitete, nachdem er verschiedene Reisen in und außer seinem Vaterlande gemacht hatte, den liegnitzischen Hofrath Kirchner nach Wien, und wurde daselbst von dem Kayser Ferdinand dem zweyten zum Poeten gekrönt. Im Jahr 1626 nahm er die Stelle eines Secretairs bey dem Burggrafen von Dohna an, ward gegen 1628 vom Kaiser, unter dem Nahmen Opitz von Boberfeld, in den Adelstand erhoben, reiste 1630

desselben über den Werth der Schriftsteller entscheiden könnten, so wäre keines Dichters Ruhm fester gegründet, als Opitzens seiner. Wir mögen zurückgehen in die Zeiten, in denen er lebte, oder die Aeußerungen späterer Kritiker über ihn sammeln, — immer und überall scheint man sich das Wort gegeben zu haben, ihn zu erheben und als den Schöpfer der deutschen Dichtkunst zu preisen. Durch ihn, glaubte Flemming, habe die deutsche Sprache das Ziel errungen, das sie zu erringen geschickt sey *b*);

---

auf Kosten des Burggrafen nach Paris und trat, als dieser 1633 starb, in die Dienste der Herzoge zu Liegnitz und Brieg. Im Jahr 1635 ließ er sich, mit Genehmigung seines Gönners, des Herzogs Johann Christian, in Danzig nieder, ward das Jahr darauf königlich polnischer Historiograph, und Sekretair, und starb den 20 August 1639 an der Pest (Man sehe Umständliche Nachricht von des Schlesiers Martin Opitz von Boberfeld Leben, Tod und Schriften, herausgegeben von Kaspar Gottlieb Lindner. Hirschberg 1740. Zwey Theile.) Die erste Ausgabe von Opitzens Gedichten erschien durch die Besorgung seines Freundes Zinegref 1624 zu Straßburg in 4. die zweyte, von ihm selbst verbesserte und vermehrte, 1625 zu Breslau in 4. Eine kritische Ausgabe, von der aber nur der erste Theil herausgekommen ist, unternahm Bodmer zu Zürch 1745 in 8. eine vollständige, aber nichts weniger als kritische, lieferte Triller in vier Bänden in 8. 1746 zu Frankfurt am Main. Einen ansehnlichen, zum Theil aus noch ungedruckten Stücken bestehenden, Apparat zu einer neuen Ausgabe, den der Rector Arletius zu Breslau gesammelt hat, verwahrt die elisabethanische Bibliothek daselbst. (Man vergleiche hierüber den Neuen Büchersaal Th. VII, S. 253.)

b) Wie übermäßig hoch Flemming Opitzens Werth und Ruhm anschlug, kann folgende Stelle aus einem Ge-

in ihm glaubten die Schweitzer, als Haller bereits gesungen hatte, noch immer das Muster der Nachahmung für sich und andere zu finden c); von ihm reden Kenner heute noch, wenn auch nicht mit Begeisterung, doch mit seltner Achtung und ungewöhnlicher Zurückhaltung. Eine so allgemeine und alte Bewunderung, gegen die kaum hier und da ein leiser und gleichsam wie verloren hingeworfener Zweifel hervortritt, als ungegründet zu verwerfen, oder

---

dichte an den deutschen Oberdollmetscher Nienborg in Rußland lehren,

Was war er, (heißt es unter andern,) als nicht zahm,
Der ungelehrte Rhein. Als nur mein Opitz kam,
Und ließ den schönen Ton erst um den Bober schallen,
So sagt man, hab' es ihm so überwohl gefallen,
Daß er sein schilficht Haupt hat dreymahl hoch empört,
Und dreymahl laut gejauchzt. Die nahe Neiße hört'
Und schrie es weiter aus. Der alte Neckar lachte,
Die niederdeutsche Maas entsatzte sich, und dachte:
Was ist dieß für ein Lied, das hoher wird geführt,
Als meine Künstler thun? Drum ist er auch geziert,
Als keiner noch vor ihm. Der Tajo kann ihn nennen,
Die Seine lobet ihn, die Themse wird ihn kennen.
So seh' ich selbsten itzt, daß eurer Wolga auch
Er nicht ist unbekannt. Das ist der Tugend Brauch,
Sie dringt durch alle Welt. Nun glaub' ich, daß dem Tiger
Er unbewußt nicht sey, ingleichen auch dem Niger,
Und wo Maragnon braust, u. s. w.

c) Man sehe in der Sammlung zürcherischer Streitschriften. Stück 2. S. 83. und St. 9. S. 3.

als übertrieben in ihre Gränzen zurückweisen zu wollen, scheint allerdings etwas kühn, oder wenigstens nicht von aller Anmaßung frey. Indeß, warum sollte man nicht prüfen, was einer genauern Prüfung werth ist, und eine Untersuchung erneuern, die man nicht für geschlossen erkennt? Hören wir zuvörderst die Stimme eines einsichtsvollen und geschätzten Kunstrichters unserer Tage über ihn!

»Opitz, sagt er *d*), fand unsere Poesie und Sprache in einer Entkräftung und Niedrigkeit, die den fähigsten und entschlossensten Kopf abschrecken konnten, ihr aufzuhelfen. Aber sein vielumfassendes Genie, seine Kenntniß der Natur, der Philosophie, der Welt und des menschlichen Herzens, sein angeborner fester Geschmack und die glückliche Zusammentreffung äußerer Umstände machten ihn vor vielen andern geschickt, durch vortrefliche Muster in Prosa und Versen, der Schöpfer einer neuen Epoche zu werden. Er reinigte die Sprache von allerley wilden Auswüchsen, er bereicherte sie mit Wendungen, Ausdrücken und Wörtern, die er aus den ungetrübten Quellen ihres Ursprungs, aus den ältesten Urkunden ihrer rohen, nervigen Jugend hervorsuchte. Er gab ihr Mannheit, Geschmeidigkeit und Anmuth; er eroberte viel von den Griechen; viel

d) Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Th. I. S. 126.

viel von unsern geistreichen Nachbarn; er versuchte neue Einkleidungen und Versarten, und führte, an die Stelle der zu seiner Zeit allgemein üblichen kurzen Jamben, den vollern Alexandriner ein. Fast alle Gattungen der Poesie, vom philosophischen Lehrgedichte bis zum kleinen Epigramm, umfaßte sein glückliches Genie; doch schien ihm die malerische und didaktische Dichtkunst von der Natur angewiesen zu seyn. Sein Vesuv ist das erste Lehrgedicht der Deutschen, voll kräftiger Malerey, tiefsinniger Beobachtungen und großer Gedanken. Mit gleicher Würde und bezauberndem Colorit singt er die poetische Ruhe des Landlebens, zu der sein fühlbares Herz so ganz hinhängt, den unerschöpflichen Reichthum der schönen Natur, die stille Zufriedenheit des Weisen, und das Lob der Götter und Helden. Naive Leichtigkeit und muntere Laune sind seinen Sinngedichten eigen, und seine prosaische Uebersetzung der Argenis des Barklay ist ein Muster guter Verdeutschung. Sie verräth den Meister seiner Sprache, den Schriftsteller von feinem Gehör und kritischem Verstande, der auf Wohlklang und Correktheit ausgeht. — Das Originalgepräge und die klassische Vollkommenheit, die Opitz allen seinen Werken zu geben wußte, wird keine Zeit unkenntlich machen. Er verdient mit großem Rechte den Nahmen eines Vaters und Wiederherstellers unserer Poesie,

und die Aufmerksamkeit und Bewunderung der dankbaren Nachwelt.«

Es wäre in der That, wenn dieses Urtheil in allen Theilen unbedingt wahr wäre, ein Wunder, wie ein solcher Dichter in eine solche Vergessenheit unter uns hätte gerathen und seine Leser verlieren können. Gleichwohl enthält es, bey aller Uebertreibung, so viel Stoff zu weiterm Nachdenken, daß ich keiner Entschuldigung zu bedürfen glaube, wenn ich von ihm ausgehe und es gleichsam als den Text ansehe, an den ich meine Bemerkungen knüpfe.

Bleiben wir einzig bey dem Zeitalter, in welchem, und bey den Umständen, unter denen Opitz dichtete, stehen, oder, mit andern Worten, schränken wir uns auf eine bloße Vergleichung seiner Vorgänger mit ihm ein, so ist, denke ich, sein Verdienst um die deutsche Poesie und sein Vorrang vor allen, die früher auftraten, entschieden. Wie weit hinter seinen poetischen Versuchen stehen, um von der Sprache anzufangen, auch die besten, die jener Zeitraum aufweisen kann, in Absicht auf Ausdruck und Darstellung, zurück! Man lese, nicht etwa die Gedichte, die um ein ganzes oder halbes Jahrhundert vor ihm geschrieben wurden, man lese die Poesien derer, die entweder zu seinen unmittelbaren Vorgängern gehörten, oder zugleich mit ihm blühten,

nahmentlich die eines Denaisius, Melissus und Weckherlin, und zweifle, wenn man kann, an seinem Werthe. Es ist keine allgemeine Redensart, es ist der bestimmte und eigenthümliche Ausdruck, wenn es in der angezogenen Stelle heißt, daß unsre Sprache an einer harten Entkräftung darnieder gelegen habe. Keines von allen poetischen Ueberbleibseln aus jenen Tagen zeichnet sich durch irgend eine geistreiche Anlage oder sinnreiche Erfindung, keins durch eine auch nur erträgliche Einkleidung aus. Wo wir hinsehen, herrscht eine fürchterliche Gedankenleere und eine Niedrigkeit und Plattheit des Ausdrucks, die auch nicht die leiseste Ahndung, daß hier ein Dichter rede, erweckt. Unter einem solchen Heere von Reimern strahlt Opitz allerdings, wie der Mond unter den kleinern Sternen, hervor, oder löscht sie vielmehr durch seinen überstrahlenden Glanz völlig aus. Er zuerst verräth durch die Wahl seines Stoffes, daß die Lesung der Alten einen glücklichern Einfluß auf ihn, als auf alle, vor und mit ihm lebenden, Dichter, gehabt hat: denn statt, wie sie, dem Lächerlichen und Possierlichen nachzujagen, widmet er seine Muße der Bearbeitung ernsthafter Gegenstände und verweilt am liebsten auf dem Gefilde der didaktischen Poesie. Er zuerst zeigt, wie durch diese Wahl, so durch die Behandlung des Gewählten, daß er die Muster der Vorwelt nicht

bloß um der Sprache willen gelesen, sondern ihren Geist selbst in sich aufgenommen hat: denn während die andern nicht einmahl zu wissen scheinen, daß wahre Poesie ohne Ideenreichthum gar nicht bestehen könne, sucht er unablässig der seinigen diesen Vorzug zu ertheilen. Er endlich, indeß die übrigen die Schönheiten der Griechen und Römer nur griechisch und lateinisch wiederzugeben vermögend sind, ist so glücklich, oder beeifert sich wenigstens, selbige auch in die deutsche Sprache überzutragen und diese, auf Kosten des Auslandes, zu verherrlichen und zu schmücken. In der That, schon diese weise Benuzzung der Alten würde ihm ein entschiedenes Uebergewicht über alle seine Mitbuhler geben, wenn er auch in sich selbst keine weitern Hülfsmittel zur Ausbildung unserer Poesie und Sprache gefunden hätte. Aber wer kann es läugnen, oder wer kann es verkennen, daß überhaupt in Opitz ein reger und thätiger Geist wohnte, und dieser Geist sich durch Reisen, Umgang, Unterricht und Erfahrung genährt und gestärkt hatte. Auf wie viele und mannigfaltige Kenntnisse stoßen wir nicht in seinen Gedichten! Wie gelehrt und nach damahliger Art so gar gründlich spricht er nicht in seinem Vesuv über mehrere Erscheinungen der Natur und deren Ursachen und Wirkungen! Wie richtig urtheilt er in seinem Vielgut und anderwärts über den Werth der menschlichen Güter und deren Einfluß auf wahre

Glückseligkeit! Wie eindringend weiß er die Zurückziehung aus dem Getümmel der Welt in die ruhige und belohnende Stille der Einsamkeit zu empfehlen! Wie innig äußert er sich in mehrern Stellen über die Freundschaft und die Freuden, mit denen sie das Leben beglückt und veredelt! Wie viel ächte Philosophie und wahre Ansichten des Lebens offenbaren sich in seinem Trostgedichte über die Widerwärtigkeiten des Krieges! Wie herzlich spricht er in eben demselben über die Tugend und die Beruhigung, welche sie im Leiden gewährt! Man durchlaufe die Gedichte seiner Vorgänger und Zeitgenossen, und überzeuge sich, wie gehaltlos sie gegen ihn sind. Alle geben uns Worte ohne Ende, und wenig Sinn, oder wenn sie etwas Sinnreiches sagen, so begraben sie es unter gezwungenen Allegorien und wunderlichen Erzählungen, die zu unwitzig sind, um belacht zu werden, und zu nüchtern, um belehrend zu seyn. Opitz, immer reich an Gedanken, und nie verlegen sie auszudrücken, noch in Gefahr, ihnen durch seine Einkleidung zu schaden, weil er nichts weiter beabsichtigt, als, was er denkt und empfindet, ungekünstelt und ungesucht darzulegen, steht daher, wir mögen auf Ideen oder Sprache sehen, allein. Von innerer Kraft unterstützt und seinem eigenen Genius vertrauend, hat er einen Weg eingeschlagen, der noch von keinem vor ihm betreten worden war, und auf ihm den Ruhm sich erworben,

daß er zuerst als Dichter in unserer Sprache männlich gedacht und sich würdig ausgedrückt habe e).

Unstreitig würde schon dieß Verdienst hinreichen, ihn über alle seine Mitbewerber um die poetische Krone hinwegzuheben, wenn er sich auch durch kein anderes hervorgethan hätte: allein man braucht nur den Zustand unserer Prosodie vor ihm zu kennen, um zu wissen, daß jenes nicht das einzige ist, durch welches er seinen Vorzug begründete. Ehe Opitz erschien, war unsere Prosodie höchst unvollkommen, oder existirte eigentlich, die Wahrheit zu sagen, noch gar nicht. Alle Dichter, selbst die, welche gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts lebten, und als seine Vorläufer angesehn werden, beobachteten in ihren Versen, wie die Franzosen immer gethan haben und noch thun, nichts weiter, als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben war nicht zu denken. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und

e) Einige der hier und in der Folge geäußerten Ideen finden sich bereits, der Hauptsache nach, im ersten Theile der Nachträge S. 237. u. f. vergl. S. 123. u. f. Ich hoffe sie in diesem Aufsatze näher bestimmt, und oft berichtigt und gründlicher ausgeführt zu haben. Wenn ich übrigens hier zuweilen etwas strenger urtheile, als dort, so rührt dieß nicht von Veränderlichkeit oder Laune, sondern von dem fortgesetzten Studium der Dichter aus der opitzischen Periode her.

demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannigfaltig gemischten Füße zu sondern und aus ihnen rein-jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Zwar scheinen einige Dichter vor ihn den Uebelklang, der aus der Vermischung ungleichartiger Sylbenfüße in unsere Sprache kömmt, schon empfunden zu haben, und in den Versuchen eines Denaisius, Melissus und anderer kommen wirklich nicht bloß einzelne Zeilen, sondern ganze Strophen vor, die richtig gemessen sind und den Foderungen des Ohres genug thun. Allein bey einem kleinen Nachdenken überzeugt man sich bald, daß die prosodische Richtigkeit einzelner Versuche nicht der Ueberlegung, sondern dem Ungefähr und der Natur unserer Sprache, die sich von selbst zu ihr hinneigt, angehört *f*), und

f) Folgende von den Zürchern (St. 9. S. 10.) angeführte Alexandriner Weckherlins, welche Cartel des ehrwerbenden deutschen Adels überschrieben sind und, von Seiten der Prosodie, nicht unter die schlechtesten gehören, können von dem Zustande unserer Poesie vor Opitz einen kleinen Begriff geben.

Wir kommen nicht hieher, uns selbsten viel zu rühmen,
Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,
Als ob wir kämen itzt aus einem End der Welt,
Oder wieder belebt vom Elisischen Feld.
Nein. Teufel sind wir nicht, noch Riesen, noch Halbgötter,
Noch Helden, noch Wildleut, noch unsers Lands Verspötter,

Opitz wirklich der erste ist, der die theils falsche theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte und unserer Prosodie ihr Daseyn gab. Seine Gedichte sind ohne Widerrede die ersten, in denen durchgehends ein wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht und der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte, Alexandriner eine größere Allgemeinheit und durch die Verlegung der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander mehr Mannigfaltigkeit und Abwechselung gewonnen

---

Das deutsche Reich bekannt ist unser Vaterland,
Deutsch sind wir von Geburt, vom Stamme, Herz und Hand.
Was dient es, fremden Preiß und Nahmen zu entlehnen?
Deutschland bedarf sich nicht mit Ausländern beschämen.
Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller Zeit
Trefliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Darum, ob wir wohl jung, nicht sonders viel erfahren,
Begehren wir doch nicht unsere Fäust zu sparen,
Sondern erscheinen nur in unsrer deutschen Tracht,
Mit deutsch=redlichem Muth, um unsre erste Macht
An diesen Rittern hier (die so hoch triumphiren)
Ihrer Begierd gemäß, gewaffnet zu probiren,
Verhoffend zweifelsfrey, daß diese erste Prob.
Vollendend ihren Ruhm, anfangen soll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unsrer Wehren
Unter dem Firmament täglich erschallen hören.

Mehrere Gedichte von Weckherlin hat Eschenburg dem dritten Theile der auserlesenen Stücke deutscher Dichter S. 169. einverleibt.

hat. Weder diejenigen, welche die Verdrängung des regellosen Rhythmus für eine Einbuße, noch die, welche eine Einführung des gesetzlichen und strengen für eine Kleinigkeit halten, verdienen eine ernsthafte Widerlegung. Jene kennen den Genius unserer Sprache nicht, und vergessen noch überdem, daß sie durch die prosodischen Gesetze, an die sie Opitz gewöhnte, die erste Empfänglichkeit für die Nachbildung der alten Sylbenmaße, über deren Vortreflichkeit die Stimmen unter uns hoffentlich nicht mehr getheilt sind, erhielt, und diese bedenken nicht, oder wollen nicht bedenken, daß die Größe und Wichtigkeit einer Erfindung richtiger nach den Wirkungen, die sie hervorbrachte, als nach der Mühe, die sie kostete, gewürdiget wird.

So, denke ich, fällt das Urtheil über Opitzens Werth und Verdienst aus, wenn man ihn neben seine Zeitgenossen stellt. Er ragt in der That so weit über alle hervor, daß keiner über ihn gesetzt, wenige mit ihm verglichen werden können. Aber eine ganz andere Ansicht gewinnt die Untersuchung, wenn man fragt, nicht, was er, an die Dichter unserer Tage gehalten, ist, — diesen Vergleichungspunkt kann kein billiger Kunstrichter auffassen, — sondern, wie viel er überhaupt, unabhängig von aller Vergleichung, werth war, ob ein wahrhaft dichterischer Geist ihn beseelte, und er, wie man von höhern Genien erwartet, unserer Sprache wirklich ei-

nen Umschwung gegeben und ihr einen poetischen Charakter aufgedrückt hat. Ich glaube bey der Beantwortung dieser Frage nicht unpartheyischer verfahren zu können, als wenn ich einige längere, auch von andern für vorzüglich erkannte, Stellen aus Opitz vorausschicke und meine Leser selbst zu Zeugen und Richtern seines Verdienstes mache.

Die erste, eine didaktische Stelle, die aus dem Vesuv genommen ist, und diesem Gedichte zur Einleitung dienet, lautet also:

Der Mensch, der kluge Mensch pflegt zwar mit vielen Dingen
Die Zeit, das kurze Pfand des Lebens, zu vollbringen,
Und leget allen Witz bey schönen Künsten an:
Doch bessers weiß er nichts, damit er zeigen kann,
Daß er, die kleine Welt, zum Herren sey gesetzet
Der großen, die ihn nährt, als wenn er sich ergetzet
Mit seiner Sinnen Kraft, beschaut dieß weite Haus,
Vom höchsten Giebel an zu allen Seiten aus
Mit Augen der Vernunft, verschicket das Gemüthe
In seines Schöpfers Werk, da alles reich an Güte

Und voller Weisheit ist, und macht ihm auf den Grund
Die Sitten der Natur, sammt ihrem Wesen, kund.
Er steiget bevoraus dahin, woher er kommen,
Auf seinen Himmel zu, aus welchem er genommen
Das Theil der Göttlichkeit; da sieht er und erkiest,
Wie dieses Hauses Zeug ganz schlecht und einfach ist,
Von Ansehn und Gestalt gewölbet aufgeführet,
Daran kein Winkelmaß, noch Größe wird gespüret,
Rein von Beschaffenheit, ganz, nimmer wandelbar,
Vollkommen, zirkelrund, erleuchtet, hell und klar,
Beweglich, schneller Art, an Wirkung reich und mächtig,
An Kreisen, wo der Thron des Höchsten stehet, prächtig,
Und wo die Sterne gehn, der Nächte Trost und Zier.
Auf diesen Himmelsleib erlernt er mit Begier
Die Körper unter ihm, Luft, Feuer, Wasser, Erde,
Ein jedes, wie es ist, und was aus ihnen werde,
Wann warm, kalt, trocken, naß, zusammen sind gebracht,
Durch welche Mischung dann die Farbe wird gemacht.

Der Dinge, denen ist verliehen und gegeben
Schmack, Kochung und Geruch, imgleichen Seel
und Leben.
Darunter dann der Mensch nichts edlers finden kann,
Als sich, den Menschen selbst, der billig geht
voran
Vor wilder Thiere Schaar, vor Pflanzen und Metallen,
Vor diesem, was wir sehn hier auf der Erde wallen,
Und was die Luft gebiehrt, vor allem, was die
Welt
Von dem, was weltlich ist, in ihren Armen hält:
Die Welt, das große Buch, aus deren Thun und
Wesen
Er von demselben kann auf allen Blättern lesen,
Der sie erschaffen hat, und seines Segens Kraft
So reichlich in sie geußt. Sollt uns die Wissenschaft
Nicht frey und offen stehn, was wollten wir viel
leben?
Ist's darum, daß wir nur nach Gold und Gelde
streben,
Auf Pracht und Ehre gehn, uns füllen Nacht und
Tag,
Und etwas anders thun, das ich nicht sagen mag?
Alsdann kann erst ein Mensch sich einen Menschen
nennen,
Wann seine Lust ihn trägt, was über uns, zu kennen,

Steigt Eifers voll empor, und dringt sich in den Schooß
Und Gründe der Natur: da geht sein Herze los,
Lacht von den Sternen her der Zimmer, die wir bauen,
Des Goldes, welches wir tief aus der Erden hauen,
Wie auch der Erden selbst. Und wann er oben her
Den engen Klumpen sieht, der theiles durch das Meer
Bedecket, theiles bloß und unbewohnet lieget,
Ist Sand und Wüsteney, wird nirgends ganz gepflüget,
Und klagt hier Schnee, da Brand, so fängt er bey sich an:
Ist dieses da der Punkt, der nimmer ruhen kann,
Er werde dann durchs Schwert und Feuer abgetheilet?
Ist dieses, wo der Mensch nach nichts so emsig eilet?
Wir Thoren! jenes soll der Deutschen Gränze seyn:
Darüber greife man nicht dem Franzosen ein;
So weit geht Spanien? Ein Sinn der Weisheit liebet,
Sieht, was man heute nimmt, und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wann er den Tod und Neid durch Wissenschaft besiegt,

Und kennt, wie möglich ist die Ursach aller
Dinge.
O wer verleiht auch mir, daß ich mich nunmehr
schwinge
Auf meinen Vorsatz zu! mein Sinn der steiget
schon
Geflügelt in die Luft, und reißet mich davon.

Die zweyte Stelle aus dem Gedichte, Ruhe des Gemüths, gehört zu den mahlerischen und schildert das Glück des Landlebens in folgenden Zeilen:

O wohl demselben, wohl, der so kann einsam
leben,
Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust und ihren falschen
Schein,
Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr
Schuld zu seyn!
Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand be-
halten,
Wann er nach Hofe kömmt, und vor der Thür
erkalten,
Eh, als er Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
Zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet einer her mit großen weiten Schritten,
Der, wann ein guter Mann ihn hat um was
zu bitten,

Der besser ist als er, und viel mehr weiß und kann,
So siehet er ihn kaum halb über Achsel an,
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine Stunde,
Wann niemand drauf gedenkt, so geht er selbst zu Grunde
Und seine Pracht mit ihm, es pflegt nun so zu gehn,
Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen, und bald stehn.
Noch blähen sie sich auf, und dürfen sich erheben,
Als jeder, gebe Gott, müßt' ihrer Gnade leben,
Verbringen mit Banket und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts als bloß die Frömmigkeit.
Das weiß ein Feldmann nicht, und was die Städte haben,
Da der ein Weibchen freyt, ein andrer läßt begraben;
Der läuft, der weint, der lacht, die meisten suchen Geld,
Und wann es funden ist: so muß es in die Welt.
Da sieht man eine Frau, die ihren Mann zu schonen,
Der ohne dieß schwach ist, den Knechten pflegt zu lohnen.
Und giebt umsonst hinweg das, was ihr dennoch bleibt,
Und was man weiter noch in solchen Oertern treibt.

Da List, da Hurerey, da schwören, schelten, flu-
chen,
Gemeine Sachen sind, da nichts ist, als besuchen,
Als tiefe Reverenz, die nicht von Herzen kümmt;
Da einer dem sein Gut, und der dem andern nimmt.
Das weiß ein Feldmann nicht. Die grausame Trom-
pete,
Noch auch der Trommelschall jagt ihn nicht aus dem
Bette,
Wie er noch halb voll Schlaf muß auf die Wälle
gehn,
Aus seines Weibes Schooß, und in der Rüstung
stehn.
Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind
und Wellen
Ein armes schwaches Schiff fast stürzen zu der Höllen,
Und stoßen an den Grund; er ehrt den Herren nicht,
Der oftmahls wenig hält und dennoch viel verspricht.
Sein Thun ist schlecht und recht, man sieht ihn nie-
mand neiden,
Noch an des Nächsten Noth die falschen Augen wei-
den;
Nicht wünschen, was ihm fehlt, ist seine größte
Lust,
Lebt außer Furcht und Trost, und ist ihm wohl be-
wust.
Er liebt das grüne Feld vor allen andern Sachen,
Kann in der freyen Luft sich etwas größer machen,

Und faßt ihm frischen Muth. Da gehen seine Küh,
Mit Lämmern untermengt, ins Gras bis an die Knie.
Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Nahmen ein, bald schwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von seiner Galathee.
Nicht allzuweit davon da sieht er seine Stuten
Vor Geilheit lustig seyn, und nagen an den Ruthen.
Dann geht er ferner auch zu seinen Bienen hin,
Schaut wie zwey grimme Heer oft an einander ziehn,
Und um des Nachbars Klee sich bey den Stöcken zanken,
Die voller Honig sind, führt nachmahls seine Ranken
Und junge Reben auf. Indessen kömmt sein Weib,
Die nicht nach Bisen riecht, und ihren schnöden Leib,
Wie falscher Waar geschicht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt; sie tragt in ihren Händen,
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Und Rosen einen Kranz, und krönet ihren Mann.
Bald setzt sie sich mit ihm bey einem Walde nieder,
An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin und wieder
Fleußt heller noch, als Glas. Der leichten Vögel Schaar
Springt auf den Aesten um, der grüne Specht, der Staar

So ofte reden lernt. Die Nachtigall, vor allen
Singt dem, der sie ernährt, und ihnen zu gefallen:
Die Lerche schreyt auch: dir, dir lieber Gott allein
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar seyn.
Indessen schleicht der Schlaf, u. s. w.

Was kann der unbefangene Kunstrichter über diese beyden Stellen, die, wie gedacht, zu den vorzüglichsten gehören, die aus Opitzens Feder geflossen sind, urtheilen? was von ihnen rühmen? Mich dünkt, er wird sich etwa folgender Gestalt über sie erklären.

Der Dichter dieser Stellen ist ein Mann, dem man eine genaue Bekanntschaft mit den Alten bald anmerkt. In allem, was er sagt, offenbart sich ein schlichter gesunder Verstand, und in seinem Ausdrucke eine Einfalt und Treuherzigkeit, die durch den Rost des Alterthums, der auf seinen Worten und Wendungen ruht, erhöht wird und uns vielleicht noch angenehmer vorkömmt, als seinen Zeitgenossen. Seine Reime fließen, ohne daß sie ihm Mühe zu kosten scheinen, dahin, und sein Periodenbau ist leicht und gefällig; er belehrt zuweilen durch seine Schilderungen, und führt einige Details in seiner Art nicht unglücklich aus. Aber wer mehr

von ihm rühmt, oder ihm Originalität und klassische Vollkommenheit zuschreibt, der irrt und läßt sich durch eine ungebührliche Vorliebe für das Alte oder für einen oft genannten Nahmen täuschen. Opitzens Manier und Darstellung übersteigt in keiner Hinsicht das Gewöhnliche und verräth nirgends einen Geist, der einer ungebornen Wissenschaft oder Kunst das Daseyn geben, oder eine schon bestehende auf eine höhere Stufe der Ausbildung erheben könnte. Seine Gedanken sind richtig, aber weder stark noch neu, sein Kolorit oft munter, aber weder kräftig noch warm, sein Ausdruck natürlich, aber von der Prosa fast durch nichts, als Reim und Sylbenfall, unterschieden, seine Beobachtungen nützlich, aber weder reichhaltig noch tiefgeschöpft, seine Schönheiten einzeln und auch diese einzelnen nicht hervortretend. Wer die Ursache, warum Opitz kein größerer Dichter ward, auf die Sprache schiebt, und ihn durch die Unvollkommenheiten derselben zu entschuldigen glaubt, der versteht sich selbst nicht und übersieht, daß er seinen Schützling anklagt, indem er ihn zu vertheidigen meint. Eben darin offenbart sich der große Dichter, daß er auch ein ungeschmeidiges Organ überwältigt, es seinem Zwecke unterwirft, ihm Gewandtheit, Stärke und Fülle giebt, es veredelt und bildet. Man entsinne sich, was, gleichzeitig mit Opitz, Edmund Spenser in England und, hundert Jahre später, Haller in Deutschland,

beyde unter nicht viel günstigern Umständen, und der letztere wenigstens ohne alle achtungswerthe Vorgänger, leistete und entscheide, ob Opitz, den man den Vater der deutschen Poesie nennen will, Feuer, Einbildungskraft und wahrhaftes Talent besaß, oder ob seine Muse nicht vielmehr einzig die Tochter einer gesunden Vernunft und einer wohl genutzten Belesenheit war. Zwey Erscheinungen, welche, so wie sie selbst sich aus dem Gesagten erklären, eben so ihm wieder zur Bestätigung dienen, mögen mein Urtheil bey denen, die es zu hart oder zu gewagt finden, unterstützen.

Die erste, auf die ich sie aufmerksam machen möchte, ist diese: Wie kömmt es doch, daß, so oft von Opitzens Verdiensten die Rede ist, immer nur seiner didaktischen Gedichte erwähnt, seine Uebersetzungen aus den Alten hingegen und seine lyrischen Stücke entweder mit Stillschweigen übergangen, oder für mittelmäßige und an jene nicht hinanreichende Versuche erklärt werden? Eine scheinbare Antwort auf diese Frage wäre freylich, weil ein Dichter, der in einer Gattung groß ist, es darum nicht in jeder andern seyn muß. Aber gesetzt, Opitz glänzte nicht als Uebersetzer und Lyriker, so würde er doch, als solcher, hätte er großes poetisches Talent gehabt, immer noch die Aufmerksamkeit fesseln und wenigstens von seinen Verehrern nicht ohne Ruhm genannt werden. Die wahre Ursache liegt, denke

ich, tiefer. Was Opitz von der Natur erhalten, oder durch Fleiß erworben hatte, — seine Beobachtungsgabe, seine Kenntnisse, seine Sprache, — langte aus, um im Gebiet der didaktischen Poesie nicht ohne Glück aufzutreten; aber um einen Sophokles zu erreichen, oder den Flug in die Regionen der lyrischen Muse zu wagen, dazu fehlte es ihm an innerer Kraft und Erhebung des Geistes. In diesen beyden Hinsichten gilt von ihm selbst, was er den Reimern seiner Zeit, in einem Gedichte an seinen Freund Zinegref, zuruft:

Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen,
Der Wörter Henker seyn; wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharf und geistig ist, — wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet.

In der That, Niemand ist dieß weniger als Opitz in seiner Antigone, und in seinen poetischen Wäldern. Wer in folgenden Versen einen Chorgesang des Sophokles g), ich will nicht sagen, wieder erkennt, nein, nur aus dunkler Ferne ahndet:

g) V. 1115 — 1154.

O der Cadmer Nymphen Zier
Des Donnergottes Jovis Art
Die ganz Italien bewahrt,
Der du Eleusis stehest für
Und sie in Ceres Schooß hast innen
O Bacche! Schutzgott der Bacchinnen,
Der du bewohnst die Theber Stadt,
Wo des Ismenus Quellen fließen,
Und wo man Zähne, wie wir wissen,
Vom Drachen ausgesäet hat.

Dich hat und hält der Berg mit zweyen Spiz-
zen,
Der helle Rauch hat dich da sehen sitzen,
Wo man Corycus Höle findt,
Wo deine Bacchus Nymphen sind,
Wo Castalis sein Quell springet,
Wo Nissa Eppich bringet,
Das sich an deine Klippen windt,
Daselbst, wo du, von schönen grünen Strande,
Der Weinwachs hat in seinem guten Sande,
Mit Singen wirst und Klingen hergebracht,
Du, dessen Gunst für Thebe treulich wacht,
Die du für den Städten allen
Deiner Liebe hast gewährt,
Die der Mutter auch gefallen,
So vom Donner ward verzehrt.

Komm auch jetzt, die Stadt erlieget,
Weil sie große Krankheit krieget;
Setze deinen Helfer=Fuß
Auf Parnassus hohe Stellen,
Oder auf des Meeres Wellen,
Daß das Uebel weichen muß.
O du Sternen Einfurirer,
O du Nachtgesänge Führer,
Komm, Sohn Jupiters, und bringe
Naxo's Weibern auch dazu,
Dieses Volk das ohne Ruh
Und mit Rasen dir stets singe,
Das, Jäche, durch die Nacht
Dich erhebt, sich lustig macht.

oder wer aus dem unendlichen Heere der opitzischen Liebes= und Gelegenheits=Gedichte auch nur drey, die ächten lyrischen Geist verrathen, herauszuklauben weiß, der darf ohne Widerrede Anspruch auf eine eigene poetische Spürkraft machen.

Eine zweyte merkwürdige Erscheinung ist der, bald nach Opitz eintretende, Verfall der deutschen Poesie und die fast allgemein werdende Herrschaft eines verkehrten Geschmacks unter den deutschen Dichtern jener Zeit. Ist es nicht sonderbar, hat man öfters gefragt, daß nach einem Vorgänger, wie Opitz war, unsre Sprache und Dichtkunst sich in diesem Grade wieder verschlimmern, und Abwege, wie auf der einen Seite Hofmannswaldau und

Lohenstein, und auf der andern Neukirch und seine Nachfolger einschlugen, für die geraden Wege zur Unsterblichkeit gelten konnten? Wie war es möglich, sich von dem Pfade der Natur und Schönheit von neuem so weit zu entfernen, und bald Schwulst, Unsinn und Spitzfindigkeit, bald süße Geschwätzigkeit und glatte aber gedankenleere Reimerey lieb zu gewinnen? Allerdings würde dieß Räthsel unauflöslich seyn, wenn Opitz wirklich das wäre, wozu ihn seine Verehrer erheben. Allein umsonst wollen uns diese bereden, unsre Poesie sey nur darum so schnell und unaufhaltsam rückwärts gegangen, weil er nur wenige Gattungen derselben bearbeitet und für so viele andre kein Muster der Nachahmung hinterlassen habe. Er kann, die Wahrheit zu gestehn, in keiner Gattung als Muster auftreten, und seine Manier nirgends eine Regel oder einen Maßstab der Vollkommenheit abgeben. Hätte er sich mit der Kraft eines höhern Genius über sein Zeitalter emporgeschwungen und unsrer Sprache einen wirklich poetischen Charakter aufgedrückt, so würde unsre Poesie sicher schon durch ihn geworden seyn, was sie erst durch Hallern ward, und, wenn auch unter Kämpfen und Stürmen, dennoch immer bestanden und sich nie so ganz verloren haben, daß sie, wie alle wissen, von neuem wiedergeboren und aus dem Nichts zum Leben gebracht werden mußte: denn wahre Poesie hat, wenn sie einmahl einem Volke

zu Theil geworden war, sich immer unter diesem Volke erhalten, und immer wieder wahre Dichter erzeugt. Aber nichts beweißt vielleicht die Richtigkeit meines über ihn ausgesprochenen Urtheils so sehr, als der geringe Erfolg und die auf eine so kurze Zeit eingeschränkte Wirkung seiner Bemühungen. Eine flüchtige Vergleichung dessen, was er für Poesie ausgab, mit dem, was die Italiäner und Franzosen dafür erkannten, mußte die, welche nach ihm kamen, belehren, daß seine Darstellung der Anfang, nicht der Gipfel der Kunst sey. Sie mußten es fühlen, und fühlten es, wie aus ihren Versuchen hervorgeht, wirklich sehr lebhaft, daß unsre Sprache noch ganz anders bearbeitet werden könne, und von Seiten der Lebhaftigkeit und der Stärke, wie von Seiten der Zierlichkeit und des Wohlklangs, einer ungleich höhern Ausbildung fähig sey. Diese Ausbildung war es, welche sie sich ihr zu geben bemühten und auf mehrern, aber immer verkehrten und unglücklichen Wegen versuchten. Ist es wahrscheinlich, daß sie den von Opitz betretenen würden verlassen haben, oder konnten sie einen Augenblick über ihre Wahl zweifelhaft seyn, wenn er sich ihnen mit mehr Bestimmtheit als den einzig richtigen ankündigte? Sie hätten dann gethan, was später diejenigen thaten, denen Haller und Klopstock vorleuchteten, — sie hätten ihn verfolgt, geebnet, erweitert, und sich so dem Ziele, das sie auf Neben-

pfaden umgingen, frühzeitiger und ohne Irrthum genähert.

Unter den bessern Nachfolgern Opitzens gewährt keiner Stoff genug zu einer ausführlichen und zugleich lehrreichen Schilderung. Aber einige derselben verdienen allerdings eine kurze Erwähnung. Vielleicht ist hier der schicklichste Ort von ihnen zu reden.

Friedrich von Logau *b*), ist vor etwa vierzig Jahren, durch Lessings und Ramlers Bemühungen, aus der Dunkelheit, in der er begraben lag, wieder hervorgezogen und seine Sinngedichte durch eine neue Ausgabe der unverdienten Vergessenheit entrissen worden. »Es ist unwidersprechlich, sagten die Herausgeber, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und einen Dionysius Cato besitzen,« und sprachen somit ein Urtheil aus, das vielleicht damahls nothwendig, wenigstens sehr geschickt war, dem vergessenen Dichter die Aufmerksamkeit der Leser zuzuwenden, das aber auch zu-

b) Er wurde im Junius 1604 geboren und starb den 5. Julius 1655. (nicht 1654. wie im ersten Theile der Nachträge S. 239 steht.)

gleich jeden Maßstab zur Bestimmung der Verdienste Lessings und anderer Epigrammatisten unmöglich macht. Genauer entwickelt möchte dieß Urtheil wohl dahin berichtiget werden dürfen, daß Logau, abgesehn von den Unvollkommenheiten seiner Sprache, es schon an nachdrücklichen Gedanken und lehrreicher Kürze mit Cato aufnehmen, an Witz und Schärfe sich zuweilen dem Martial an die Seite stellen, an Zartheit, Feinheit und Lieblichkeit hingegen sich nur selten mit Catull messen könne. Diese Einschränkung seines Werthes, in Vergleichung mit andern, benimmt indeß seinem eigenthümlichen nichts. Wenn er gegen die Alten verliert, so steht er darum doch, als Sentenzen- und Epigrammen-Dichter, um mehrere Stufen höher, als Opitz und eine Menge nach ihm, und hat überdem noch den Vorzug vor jenem voraus, daß er mehr Original ist und seine dreytausend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte, nebst verschiedenen eingeschobenen größern Poesien, ihm, bis auf einige wenige, als Eigenthum angehören. In der That ist Logau für sein Zeitalter in jeder Rücksicht ein ausgezeichneter Dichter. Er kennt den ganzen Umfang seiner Sprache und nutzt ihn. Mit schlauer Gewandtheit zügelt er ihre Ungeschmeidigkeit, und weiß sie jedem Tone, den er anstimmt, dem ernsthaften, wie dem muntern, dem naiven, wie dem satyrischen, anzupassen, seine Kernsprüche, wie seine launigen Ein-

fälle und scherzhaften Tändeleyen, in ihr auszudrücken. Wenn er, was nicht zu läugnen ist, zuweilen ins Kindische und Spielende, zuweilen ins Platte und Niedrige, zuweilen selbst ins Ungesittete und Schmutzige fällt, so muß man bedenken, daß einen Theil dieser Schuld nicht er, sondern die Zeit trägt, und die Zahl seiner Sinngedichte sich über dreytausend beläuft. Doch bedarf es eines andern Beweises für seine Vorzüglichkeit, als den, daß ein Kunstrichter, wie Lessing, nicht erröthen durfte, ihn neben den Alten zu nennen, und wir, nach beynahe zweyhundert Jahren, was er aus ihm gegeben hat, noch immer mit Vergnügen und Zufriedenheit lesen?

So wie man Opitz für den ersten didaktischen und Logau für den ersten epigrammatischen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts erklärt, so pflegt man Paul Flemming i) die oberste Stelle unter den Lyrikern einzuräumen, und man kann ihm diese Ehre schon gönnen, wenn man nur zugleich anerkennt, daß er in seiner Gattung noch nicht ist, was jene in der ihrigen sind. Wenn irgend ein Dichter Gelegenheit hatte, Welt und Menschen kennen zu lernen, und von großen Naturscenen udd ungewöhn-

i) Seine Gedichte wurden, nach seinem Tode, durch seinen Schwiegervater, den Kaufmann Nilhausen zu Reval, zuerst im Jahre 1641 zum Druck befördert, und nachher, unter andern 1685 in Kolbens Verlage zu Naumburg, wiederholt.

lichen Erscheinungen ergriffen und begeistert zu werden, so war ers, der zu Wasser und zu Lande herumgeworfen wurde, Rußland und Persien durchstrich, Abenteuer in eigener Person bestand und den seltsamsten Auftritten als Zeuge beywohnte. In der That scheinen auch die eigenthümlichen Lagen, in denen er sich so oft befand, und die sonderbaren Ereignisse, die ihm begegneten, nicht ohne Einfluß auf seine Stimmung gewesen zu seyn. Man glaubt wirklich zuweilen in seinen poetischen Wäldern eine höhere Begeisterung wehen zu hören und die Töne eines fremden Genius aus ihnen zu vernehmen. Allein jene ist von keinem Bestande, und diese lösen sich bald wieder in gemeine Accorde auf. Ich wüßte unter seinen längern alexandrinischen Stücken keines, das sich ungeschwächt vom Anfang bis zu Ende erhielte und von einem gleichen Feuer durchdrungen wäre: aber es giebt mehrere, die einzelne starke Verse und glückliche Stellen enthalten. Desto seltner sind diese dagegen in seinen eigentlich lyrischen Stükken, vielleicht weil ihm dort der längere Vers freyern Spielraum ließ und hier der kürzere beschwerliche Fesseln anlegte, oder weil er in jenen gewöhnlich seine eigenen Empfindungen ausdrückt, und in diesen, (denn die meisten seiner Oden und Lieder sind Gelegenheitsgedichte,) der Dollmetscher fremder Freuden und Leiden werden mußte. Am meisten befriedigen noch seine Sonnette, eine Dichtungsart,

in der er sich, ihrer Schwierigkeit ungeachtet, oft genug versucht hat. Mehrere erinnern wirklich an den schwärmerischen Petrarca, und sind so zart und lieblich gedacht und so fein und glücklich gewendet, daß man sie gern für die Erzeugnisse einer spätern Zeit halten würde, wenn die Unebenheiten der Sprache und die Härte der Wortfügungen es erlaubten. Folgende zwey mögen zur Probe dienen.

Auf ihr Bildniß.

Und darf ein frecher Kiel sich dieses unterfangen,
Daß er die ganze Zier, die an der Liebsten scheint,
In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeint?
Wahr ist es, dieses Haar, die Stirne, diese Wangen
Sind denen ähnlich ganz, die an derselben prangen.
Die Augen seh ich da, um die ich oft geweint,
Und dieß hier ist der Mund, der meinen nennet Freund.
Ganz dieß, das ist ganz das, nach dem ich muß verlangen,
Die Zucht, dieß freundlich seyn, die Sitten, diese Tracht
Und alles steht vor mir, was sie so treflich macht.
Nur, daß es sich nicht regt, und nicht will Antwort geben.

Sey drum nicht halb so stolz, Du kühner
Pinsel, du.
Das schönste, das man wünscht, gehöret noch
hierzu.
Entwirfst du ihren Leib, so mahl' auch drein sein
Leben.

An den Westwind.

Fleug, feuchter Zephyr, aus, fleug, wie nach
deiner Floren
Du itzt noch pflegst zu thun. Such meinen Auf-
enthalt,
Ob er bey deinem ist, durch diesen Tannenwald.
Such! wie du deine hast, so hab ich sie verloren.
Such sie, und sag ihr das in ihre leise
Ohren:
Dort ist er, der dich wünscht, du göttliche Ge-
stalt:
Dort ist er, der dich hofft. Erfreust du ihn nicht
bald,
So hat er seinen Ort zum Grabe schon erkohren.
Nimm sie, so bald sie will, in deinen Blu-
menschooß,
Daß keine trübe Luft auf meine Schönheit stoß'
Und hülle sie in dich, und laß' es niemand
wissen.

Hier wart' ich meine Post, ich warte mit Begier,
Dich bald zu nehmen an mit tausend Göttern hier;
Sie, meiner Augen Trost, mit hundert tausend Küssen

Eine Reihe späterer Dichter übergeht man am besten mit Stillschweigen. Es ist genug ihre Tendenz im Allgemeinen geschildert zu haben *k*). Den Geist jedes Einzelnen darzustellen ist oft unmöglich, weil sie dessen gänzlich ermangeln, oder ein in hohem Grade undankbares Geschäfte, weil man überall auf Verkehrtheiten stößt und immer auf die nähmlichen zurückkommen muß. Erst an der Schwelle des siebenzehnten Jahrhunderts begegnen uns noch zwey Dichter aus der opitzischen Schule, die Achtung verdienen, Wernicke und Drollinger; doch gehört der letztere schon mehr dem achtzehnten Jahrhundert an.

Christian Wernicke, von dessen Lebensumständen nicht viel mehr bekannt ist, als daß er im Jahre 1685 zu Kiel studierte, dann durch Holland, England und Frankreich reiste, und zu Hamburg, wo er seinen Wohnort aufgeschlagen zu haben scheint, mit dem damahligen Operndichter, dem hoch-

k) Man vergleiche, was über diese im ersten Theile der Nachträge S. 240. u. f. gesagt worden ist.

hochtrabenden Postel, in Streitigkeiten gerieth, weil er ihn und den verkehrten Geschmack jener Zeit angriff, lag, wie Logau, vergessen und unbeachtet, als zuerst Bodmer sein Andenken weckte, und später Ramler es wieder erneuerte *l*). Er schrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komischen Heldengedichte auf den eben genannten Postel, zehn Bücher Ueberschriften, (oder Sinngedichte,) welche aus Sittensprüchen und Epigrammen bestehn und von ihm selbst mit oft witzigen, oft scharfsinnigen Anmerkungen erläutert werden. Wenn Wernicke lehrt, so lehrt er stets mit Nachdruck und Ernst, und wenn er die Thoren angreift, so geht er mehr darauf aus, sie zu züchtigen und zu strafen, als dem Spotte und Gelächter preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher und in Wendungen glücklicher Dichter ist, aber man darf ihm mit eben so viel Recht vorwerfen, daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter seyn würde, wenn seine Anmerkungen den Leser nicht zurecht wiesen, endlich daß er seinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfsinn und Beobachtungsgeist übertrifft, aber ihm in der Geschmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachsteht.

l) Man sehe die genauern Angaben am angez. O. S. 250.

In Karl Friedrich Drollingers Gedichten m) erscheint unsre Sprache in aller der Reinheit, Zierlichkeit, Klarheit und Harmonie, die sie, seit Neukirch den Ton angab, unter den Händen, obgleich meistens gedankenleerer und wässeriger, doch sorgfältiger und geglätteter Dichter erlangt hatte. Wäre dieß jedoch Drollingers einziges Verdienst, (und leider können mehrere seiner Versuche auf kein höheres Anspruch machen;) so wäre keine Ursache abzusehn, warum man ihn gerade aus der Menge herausheben und allein oder vorzüglich nennen sollte. Sein eigentlicher Ruhm gründet sich auf nicht mehr, als auf drey Oden, überschrieben Lob der Gottheit, Unsterblichkeit der Seele und göttliche Fürsehung; aber auf drey wahre Oden. Man kann dreist behaupten, daß der starke, männliche, volle, sich immer gleiche Ton, wie er in diesen Oden herrscht, unserer Sprache vor Hallern völlig fremd war, und daß Strophen in ihnen vorkommen, deren sich Uz nicht geschämt, sondern die er als seiner vollkommen würdig erkannt haben würde.

m) Spreng, Professor zu Basel, hat sie gesammelt, und zu Frankfurt am Main 1745 herausgegeben. Der vorangeschickten Gedächtnißrede zu folge, ward Drollinger den 26. December 1688 zu Durlach geboren und starb als Badendurlachischer Hofrath und Archivarius den 1. Jun. 1742.

Apollonius, der Rhodier.

(Er war aus Alexandrien gebürtig und lehrte eine Zeitlang zu Rhodus, wo er das Bürgerrecht erhielt, die Rhetorik, kehrte aber von dannen in seine Vaterstadt zurück, und ward, nach Eratosthenes Tode, Vorsteher der berühmten alexandrinischen Bibliothek *a*). Seine Blüthe fällt in die Regierung des Ptolemäus Evergetes, nach Saxius Ol. 146. 1.)

„Denken wir uns, sagt der scharfsinnige Longin *b*), einen durchaus reinen und fehlerfreyen Schriftsteller. Wird es dann nicht der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob in Gedichten und Reden Größe, mit einigen Flecken gepaart, oder eine richtige Mittelmäßigkeit, die nie gegen die gesunde Vernunft und den guten Geschmack verstößt, den Vorzug verdiene? nicht minder, ob in den redenden

a) Man vergl. Fabricii Bibl. Gr. Tom. IV, p. 262. Ed. Harles.

b) De Sublimitate. c. 33.

Künsten die Menge oder die Größe der Schönheiten über den Vorrang entscheiden solle? Ich weiß, Schriftsteller von ausgezeichneten Talenten sind selten ganz fehlerlos, — denn die größte Genauigkeit in allem verräth etwas Kleinliches, und vortrefliche Köpfe dürfen sich schon, wie reiche Leute, einige Sorglosigkeiten erlauben, — aber daraus folgt keinesweges, daß schwache und mittelmäßige Naturen, weil sie sich keiner Gefahr aussetzen und keinen hohen Flug wagen, gemeiniglich vor Verirrungen und Fehltritten sicher sind, vorzügliche hingegen, eben wegen ihrer Sorglosigkeit, fallen müssen. Eben so wenig ist es mir unbekannt, daß in menschlichen Werken das Schlechte immer am ersten bemerkt wird, und das Andenken an das Fehlerhafte unauslöschlich dauert, die Erinnerung an das Schöne aber geschwind vorübergeht. Ich selbst habe im Homer und in andern Schriftstellern, die größten nicht ausgenommen, mannigfaltige Fehler bemerkt, und freue mich ihrer gar nicht: allein ich halte diese Fehler nicht sowohl für willkührlich, als für Versehen, deren sie sich aus Sorglosigkeit und Unachtsamkeit, wie das großen Naturen zu begegnen pflegt, schuldig machten, und bin darum immer der Meinung, daß ihre überwiegenden Schönheiten, wenn selbige gleich nicht überall hervortreten, ihnen doch jederzeit den obersten Rang zusichern, und wäre es auch allein wegen der Geistesgröße, die sie verrathen. Apol-

lonius, der Sänger der Argonauten, strauchelt nirgends. Allein wer wollte darum lieber Apollonius seyn, als Homer?" — Apollonius ein Dichter, der niemahls strauchelt, und gleichwohl mit dem oft strauchelnden Homer nicht zu vergleichen! Was vermochte den griechischen Kunstrichter zu diesem Urtheile, und wie und wodurch wird es gerechtfertigt? Das Gedicht, die Argonautika, das er vor Augen hatte, ist glücklicher Weise erhalten worden, und verdient eine desto umständlichere Würdigung, da es sich nicht allein durch seinen Umfang vor vielen andern auszeichnet, sondern auch der Verfasser desselben gewisser Maßen als der Repräsentant seines Zeitalters angesehn werden darf. Was es darstellt, lehrt zwar die Aufschrift; und der Inhalt jedes einzelnen Buches läßt sich ebenfalls in wenige Worte zusammenfassen. Die beyden ersten enthalten die Hinreise und Ankunft der Argonauten in Kolchis, das dritte schildert die Eroberung des goldnen Vließes, des Gegenstandes der Unternehmung, und das vierte erzählt die Abenteuer, die ihnen auf der Heimkehr begegneten. Aber diese kurze und allgemeine Andeutung dürfte für die Wenigsten, (denn noch gehört Apollonius zu den selten gelesenen Dichtern,) hinreichend seyn. Eine ausführliche und ins Einzelne gehende Anzeige des Inhalts der Argonautiken scheint der Betrachtung derselben vorausgeschickt werden zu müssen. Ich werde hierbey vorzüglich

dem neuesten und verdienten Herausgeber des Gedichts folgen.

Erstes Buch. Ein Orakel, so beginnt, nach einer kurzen Anrufung an die Musen, der Dichter, hatte den König Pelias gewarnt, sich vor dem Manne zu hüten, der, nur mit einem Schuhe angethan, vor ihn treten würde. Einst, als er ein Opfer brachte, erschien Jason, der der Feyerlichkeit beywohnen wollte und beym Durchwaden des Flusses Anaurus um einen Schuh gekommen war, ohne seinen Verlust zu ersetzen, vor ihm, und Pelias, des Götterspruches eingedenk, befahl ihm sogleich, einen Zug über die See zu unternehmen, um sich seiner auf diese Art zu entledigen. (1—17.) »Da schon mehrere Dichter, sagt Apollonius, den Bau der Argo geschildert haben, so gehe ich, ohne weitern Verzug, zur Geschichte selbst über, und nenne zuvörderst die Helden, die sich zu der Seereise verbanden.« (—23.) Es sind derer, den Jason ungerechnet, drey und funfzig, die sämmtlich nach Geschlecht und Schicksalen bezeichnet werden. (—233.) Alle versammeln sich unter einem großen Zulaufe des Volkes und unter den lauten Klagen der Alcimede, der Mutter Jasons, in dem Hafen Pagasä, und erwählen daselbst den genannten Helden, weil Herkules die Ehre ausschlägt, zu ihrem Führer. (—348.) Auf Befehl desselben, wird das Schiff

vom Stapel gelassen, mit allem Zubehör versehen, dem Tiphys das Steuerruder anvertraut und dem Apoll ein Opfer gebracht, aus dessen Flammen Idmon seinen Gefährten eine glückliche Heimkunft weissagt. (— 447.) Gegen Abend schmausen die Jünglinge und freuen sich. Jason allein ist ernst und stille, und wird hierüber von Idas in Anspruch genommen. Idmon setzt sich der Prahlerey des Idas entgegen, und beyde gerathen in einen Wortwechsel, den Jason beyzulegen sucht. (— 494.) Orpheus singt in seine Cither die Entwickelung des Chaos und die Thaten der Götter; und die Argonauten, nachdem sie sich durch Gastmahl und Gesang ergetzt haben, legen sich an dem Ufer schlafen. (— 518.) Mit dem Anbruche des Morgens begiebt sich jeder an seine Stelle, und bewegt nach Orpheus Gesang das Ruder. (— 546.) Alle Götter und Göttinnen staunen das Werk Minervens und die es lenken an; (— 552.) Chiron eilt an das Ufer, ihnen eine glückliche Schifffahrt zu wünschen, und die Helden, die Orpheus durch ein Loblied auf Dianen unterhält, erreichen das Vorgebirge Tisäum. (— 579.) Nach einer Reise von etlichen Tagen gelangen sie zu der Insel Lemnus, (— 608.) woselbst die Weiber, ein Jahr zuvor, alle Männer getödtet und nur Hypsipyle sich ihres Vaters Thoas erbarmt hatte. (— 632.) Als daher die Lemnierinnen die Argo erblicken, so glauben sie, daß Thracier, zur Bestrafung des be-

gangenen Mordes, heranrücken, und waffnen sich: allein ein Herold, von den Argonauten gesandt, beruhiget sie, (—652.) und man beschließt die Fremdlinge nicht nur zu beschenken, sondern sogar in die Stadt aufzunehmen, und läßt sie durch Iphinoe einladen. (—716.) Hierauf schmückt sich Jason mit einem schön gestickten Gewande, der Arbeit Minervens, (—768.) und besucht Hypsipylen, welche ihn, den an den Männern begangenen Mord verschweigend, durch eine schlau-ersonnene Erzählung täuscht, und ihn auffordert, sich mit seinen Gefährten auf dem Eylande niederzulassen. (—833.) Der Erfolg dieser Unterredung ist, daß Jason und seine Begleiter, mit Ausschluß des Herkules, der freywillig zur Bewachung des Schiffes zurückbleibt, in die Stadt einkehren und sich hier der Freude und Liebe so ganz überlassen, (— 856.) daß sie, nur nach einer ernsten Ermahnung des Herkules, sich losreißen, (— 909.) und nach der Insel der Atlantide Elektra abfahren, wo sie, um sicherer der Gefahr des Meeres zu trotzen, sich, auf Orpheus Rath, in heilige Geheimnisse einweihen lassen. (— 921.) Von der genannten Insel verfolgen sie ihren Weg durch den Hellespont, nach einer andern, im Propontis gelegenen und von den Dolionen bewohnten, Nahmens Cyzikus, (—960.) deren Volk und König sie gastfreundlich aufnehmen, und über die Städte und Busen des zu befahrenden Meeres

unterrichten. (— 984.) Aber als sie absegeln wollen, werden sie zuerst von den Giganten, die die Berge der Insel bewohnen, angegriffen, (— 1011.) und, als sie, nach Erlegung derselben, wirklich absegeln, durch einen Sturm an das Ufer zurückgeworfen, und in der Dunkelheit und, ohne daß sie das geringste ahnden, mit den Dolionen und ihrem Könige selbst, der seine Feinde, die Makrienser, zu bekriegen glaubt, in eine Schlacht verwickelt, die ihm und einem großen Theile seines Volkes das Leben kostet (— 1052.) und, da der Morgen den Irrthum enthüllt, ein allgemeines Trauern verursacht. (— 1077.) Auch die folgenden Tage dauern die Stürme fort und halten die Argonauten zurück. (— 1080.) Erst am dreyzehnten früh vergönnt ihnen, nachdem sie vorher der Cybele ein Opfer gebracht haben, ein günstiger Wind die Segel aufzuspannen und führt sie nach Cius in das Gebiet der Mysier. Hier steigen sie aus und thun sich gütlich, und Herkules, der unterwegs sein Ruder zerbrochen hat, geht in einen Wald, um eine Tanne zu diesem Behufe auszureißen. (— 1206.) Mittlerweile sucht Hylas, der Gefährte des Herkules, eine Quelle auf, um Wasser zu schöpfen, (— 1220.) und wird von der Nymphe der Quelle, die sich in ihn verliebt, hinabgezogen. (— 1239.) Der Argonaute Polyphem hört ihn schreyen, sucht ihn vergebens, und hinterbringt den Verlust dem zurückkehrenden Herku-

les, (— 1260.) der wüthend nach dem Knaben umherläuft. (— 1272.) Mit Tages Anbruch segeln die Helden weiter, ohne zu bemerken, daß Herkules und Polyphem ihnen nicht folgen. Telamon dringt darauf, daß man umkehren solle. Die Söhne des Boreas widersetzen sich, und es entsteht ein heftiger Wortwechsel. (— 1309.) Endlich erscheint der Seegott Glaukus und belehrt sie, es sey einmahl in dem Schicksale beschlossen, daß Herkules zu Argos wirken, Polyphem in Mysien umkommen und Hylas bey der Nymphe leben solle. (— 1325.) Telamon bittet den Jason um Verzeihung, (— 1343.) die Cianer versprechen dem Herkules, den Hylas unaufhörlich zu suchen, (— 1356.) und die Argonauten landen an dem Ufer der Bebryker. (— 1362.)

Zweytes Buch. Hier stellt sich ihnen Amykus, der König des Volkes, der alle Fremden zum Faustkampfe zu zwingen pflegte, entgegen, und fodert sie auf sich mit ihm zu messen. (1 — 18.) Pollux nimmt die Ausfoderung an und ist so glücklich ihn zu erlegen. (— 97.) Auch die Bebryker, die ihres Königes Mord zu rächen suchen, werden geschlagen und zerstreut, (— 154.) und die Argonauten segeln, nachdem sie die Nacht in Schmaus und Gesang zugebracht haben, (— 163.) den andern Tag durch den thracischen Bosporus und landen an der, Bithynien gegen über liegenden, Küste. (— 177.)

An dieser wohnt Phineus, den Jupiter, wegen des Mißbrauchs der ihm beywohnenden Weissagungsgabe, des Gesichts beraubt und der Verfolgung der Harpyien preis gegeben hat. (— 193.) Kaum erfährt er also die Ankunft der Argonauten, so beschwört er sie, den ihm ertheilten Orakelspruch zu erfüllen, und ihn von den Ungeheuern zu befreyen. (— 240.) Die geflügelten Söhne des Boreas erheben sich hierauf und verfolgen die Harpyien bis zu den strophadischen Inseln, (— 300.) indeß Phineus die übrigen Argonauten bewirthet und ihnen manche nützliche Reisenachrichten ertheilt. (— 425.) Nach der Rückkehr der Boreaden wird dem Apoll ein Opfer gebracht; (— 497.) das Schiff selbst aber muß, weil die Etesien, deren Ursprung bey der Gelegenheit (500 — 528.) eingeschaltet wird, zu wehen anfangen, noch vierzig Tage verweilen. (— 536.) Endlich, nachdem der Wind sich geändert hat, stoßen die Argonauten vom Lande und gelangen zu den cyanischen Klippen, denen sie, unter dem Beystande Minervens, und nicht ohne große Gefahr entrinnen. (— 606.) Tiphys, der Steuermann, sowohl, als die übrigen Reisegenossen, schöpfen, nach diesem glücklich überstandenen Abenteuer, neuen Muth und beleben, durch die Beweise ihres Zutrauens, auch den Jason mit stärkerer Zuversicht. (— 649.) Von itzt an segeln die Argonauten immer längs der Südküste des euxinischen Meeres morgenwärts. Zuerst

erreichen sie die wüste Insel Thynias, wo sie dem ihnen erscheinenden Apoll, ein von Tanz und Gesang begleitetes, Opfer bringen, und von neuem den Bund der Eintracht und wechselseitigen Hülfe beschwören. (— 719.) Sodann wenden sie sich in das Land der Maryandiner. (— 751.) Lykus, der König desselben, der lange Zeit mit dem Amykus in Feindschaft gelebt und dessen Erlegung durch Pollux bereits gehört hatte, nimmt sie willfährig auf, (— 761.) erfährt von Jason ihre bisherigen Schicksale, (— 771.) schildert ihm selbst die Verdienste des Herkules um seinen Vater und giebt ihnen Geschenke und seinen Sohn Dascylus zum Begleiter. (— 814.) Während des Aufenthalts an dieser Küste, sterben Idmon, der Wahrsager, (— 850.) und Tiphys, der Steuermann, (— 860.) dessen Amt Ancäus übernimmt. (— 898.) Von dem Gebiethe der Maryandiner aus segeln die Argonauten, nach einer Ruhe von zwölf Tagen, vor mehrern merkwürdigen Oertern vorüber, (— 961.) und erreichen die Mündung des Thermodon in dem Lande der kriegerischen Amazonen, (— 984.) die sich zu einem Angriffe zusammenziehen, aber, weil während der Zeit ein günstiger Wind das Schiff davon führt, zu spät kommen. (— 1000.) Weiterhin berühren sie die Küsten mehrerer wilden Völker, deren Sitten kürzlich geschildert werden (— 1030.) und landen, nach Phineus Rath, an der Mars-Insel, dem

Wohnorte streitbarer Vögel, (— 1046.) deren Angriff sie durch ihr Geschrey und das Zusammenschlagen ihrer Schilde und Speere abwenden. (— 1090.) Auf der Insel selbst findet Jason seine Verwandten, die Söhne des Phrixus, die, als sie auf einem kolchischen Fahrzeuge abgesegelt waren, um ihr väterliches Vermögen aus Orchomenus zu holen, sich aus einem Schiffbruche hieher geflüchtet hatten, (— 1167.) und beredet sie an seinem Zuge Theil zu nehmen. (— 1225.) Von der Mars-Insel, wo sie nur einen Tag bleiben, kommen sie zu der Insel Philyräis, berühmt durch die Liebe und Verwandlung der Philyra, der Mutter Chirons, (— 1241.) steuern an den Ufern mehrerer Völkerschaften vorbey, (— 1245.) sehen die Gipfel des Kaukasus und vernehmen die Seufzer des dort angeschmiedeten Prometheus, (— 1259.) und laufen endlich in den kolchischen Fluß Phasis, den Ort ihrer Bestimmung, ein. (— 1285.)

Drittes Buch. Nach der Ankunft Jasons in Kolchis, überlegen Juno und Minerva, wie sie ihren Lieblingen thätigen Beystand leisten wollen, (1—24.) und vereinigen sich, die Venus anzusprechen und durch die Mutter den Sohn zu überreden, Medeen, der Tochter des kolchischen Königs, Aeetes, Liebe für Jason einzuflößen. (— 35.) Nach einigen Bedenklichkeiten, unterzieht sich Be-

nus des Geschäftes, und Amor tritt seine Reise, mit Köcher und Bogen bewaffnet, an. (— 166.) Mittlerweile berathschlagen sich auch die Helden über die Ausführung ihres Unternehmens und kommen überein, den Jason selbst, nebst den Söhnen des Phrixus und zwey andern Gefährten, an den Aeetes zu senden und die Auslieferung des goldnen Vließes zu fodern. (— 198.) Diese machen sich sogleich auf den Weg, und erreichen, von Juno in eine Wolke gehüllt, ungesehn, die Burg des Aeetes, (— 246.) wo sie zuerst von Medeen und ihrer Schwester Chalciope, (— 268.) und sodann von Aeetes und seiner Gemahlin Idyia empfangen werden, (— 274.) und Amor der Gelegenheit wahrnimmt und Medeen für Jason entzündet. (— 298.) Nach der Mahlzeit befragt Aeetes seine Enkel, (die Söhne des Phrixus und der Chalciope,) über die Ursache ihrer Rückkehr und die Absicht der fremden Ankömmlinge, (— 316.) und wird nicht wenig aufgebracht, als ihm Argus die letztere entdeckt, und nur mit Mühe durch Jasons Erklärung besänftigt. (— 395.) Endlich, nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen ist, eröffnet er dem Helden, daß er, um das goldene Vließ zu besitzen, mit feuerspeyenden Stieren ein Feld pflügen, Drachenzähne hineinsäen, und die daraus emporkeimenden Männer erlegen müsse. (— 421.) Jason erschrickt, nimmt aber die Bedingungen an (— 438.) und

kehrt, während Medea im Stillen sein Schicksal bejammert, mit dem Argus, dem einen Sohne des Phrixus und seinen beyden Gefährten, zu dem Schiffe zurück. (— 471.) Als er daselbst anlangt, legt er seinen Begleitern die Bedingungen des Aeetes vor und findet mehrere sogleich entschlossen, die Gefahr mit ihm zu theilen: (— 520.) allein Argus schlägt ihm vor, zuvörderst, durch seine Mutter Chalciope, die der Zauberey kundige Medea auszuforschen, ob sie vielleicht hülfreiche Hand leisten wolle, (— 539.) und da sowohl die Augurien, als auch die Ermahnung des Phineus, sich mit der Venus zu vereinigen, dem gegebenen Rathe entsprechen, (— 555.) und Niemand, als Idas, dagegen eifert, (565.) so wird Argus unverzüglich in die Stadt zurück gesandt und das Schiff an das Land gezogen. (— 575.) Aeetes ist so eben beschäftigt, seinen Kolchern Gehorsam gegen sich und Aufmerksamkeit auf die Fremden zu empfehlen, (— 608.) als Argus eintrifft und seine Mutter ermuntert, Medeen für Jason zu gewinnen. Aber, bey dieser hat die Liebe bereits jeder Auffoderung vorgearbeitet. Träume von Jason haben sie die Nacht durch beunruhigt, (— 630.) und nur die Schaam hält sie zurück, sich ihrer Schwester zu entdecken. (— 664.) Eine Sklavinn, die ihre Thränen bemerkt, thut es an ihrer Stelle, (— 673.) und Chalciope säumt nicht, herbeyzueilen und Medeen um die Ur-

sache ihrer Betrübniß und Unruhe zu befragen. Da Medea einzig für die Söhne ihrer Schwester bekümmert zu seyn vorgiebt, (— 654.) so empfiehlt ihr Chalciope zuerst diese (—717.) und dann den griechischen Helden selbst, und erhält leicht eine zusagende Antwort. (— 738.) Die Nacht darauf erneuert sich der Kampf in Medeens Brust heftiger, als zuvor. Die widerstrebendsten Leidenschaften zerreißen sie abwechselnd und foltern sie so gewaltig, daß sie sogar Gift zu nehmen beschließt. Endlich erscheint die erwünschte Morgenröthe und beruhiget sie durch die Thätigkeit, zu welcher sie auffodert. (— 823.) Schön geschmückt und mit einer unverwundbar machenden Salbe versehen, fährt sie sogleich in den Tempel der Hekate, (— 889.) entdeckt den Sklavinnen, die ihr folgen, daß sie entschlossen sey, dem Jason beyzustehen, und befiehlt ihnen, wenn er erscheine, sich zu entfernen. (— 911.) Nicht lange, so geleiten Argus und Mopsus den Jason zu dem Tempel der Göttin, (— 925.) und lassen ihn daselbst, auf Befehl einer von der Juno gesandten Krähe, mit Medeen allein. (— 965.) Hier bietet der junge Held zuvörderst seine ganze Beredtsamkeit auf, um die beschämte und furchtsame Schöne zu brruhigen, und spricht sie sodann dringend um Beystand an, (— 1007.) und sie, die kaum weiß, was sie antworten soll, giebt ihm die Salbe, belehrt ihn, wie er sie anwenden

und

und überhaupt das ganze Geschäft betreiben solle, (— 1061.) klagt, daß er sie verlassen werde, ermahnt ihn, ihrer nie zu vergessen, und befragt ihn um Vaterland, Aeltern und Freunde. (— 1075.) Jason ertheilt ihr hierauf Nachricht von seinem Geschlechte (— 1101.) und gelobt ihr, sie mit sich nach Griechenland zu führen und als Gattin zu lieben. (— 1130.) Beyde scheiden vergnügt, und Jason hinterbringt den Seinigen die Rathschläge der Schönen. (— 1170.) Den folgenden Tag erhalten die Argonauten von Aeetes die zu säenden Drachenzähne. (— 1190.) Jason reiniget sich und opfert, wie ihm Medea befohlen hat, (— 1223.) stählt und stärkt sich mit der erhaltenen Salbe und schifft mit seinen Gefährten dem Kampfplatze zu, wo die Kolcher und ihr König bereits angelangt sind. (— 1278.) Itzt beginnt die gefahrvolle Arbeit. Aus einem unterirdischen Stalle holt er stößige feuerspeyende Stiere, spannt sie, ohne daß sie ihn mit ihren Hörnern verwunden, oder durch ihre Flammenströme schaden, ans Joch, (— 1305.) pflügt mit ihnen die Erde und säet die Zähne, (— 1339.) und begiebt sich, nachdem er die Stiere wieder abgespannt hat, zu seinem Schiffe, um sich ein wenig zu erholen. (— 1354.) Mittlerweile keimen gewaffnete Männer im Felde empor. (— 1363.) Aber Jason, Medeens Rath eingedenk, wirft einen ungeheuren Feldstein unter sie, der die Wirkung hervor-

bringt, daß sie auf einander losgehn, sich größtentheils selbst umbringen und die übrig bleibenden, eine leichte Beute, unter dem Schwerte des Helden fallen. (— 1403.) Aeetes kehrt trostlos in die Stadt zurück. (— 1407.)

Viertes Buch. Nach dem glücklichen Erfolge der Unternehmung Jasons fängt Medea, durch die Einwirkung der Juno, zu fürchten an, daß ihr Vater ihren Antheil an dem Ausgange des Kampfes argwohnen und sie zur Rechenschaft fodern möge, (1 — 19.) und flüchtet ungesäumt aus dem väterlichen Hause zu dem Schiffe der Griechen. (— 75.) Hier verspricht sie, den Drachen, der das goldne Vließ bewahre, einzuschläfern, (— 91.) erhält von Jason die eidliche Versicherung, daß er sie mit sich nach Griechenland nehmen wolle, und segelt, nachdem sie, noch vor Anbruch des Tages, ihre Zusage erfüllt, und ihn zum Besitzer des goldnen Vließes gemacht hat, davon. (— 211.) Am dritten Tage erreichen sie, verfolgt von den Kolchern, Paphlagonien (— 252.) und wenden sich, eingedenk der Warnung des Phineus, der ihnen auf einem andern Wege nach Griechenland zurückzukehren geboth, nördlich nach der Mündung des Isters, (— 302.) während ein Theil der Kolcher durch die cyanischen Klippen, südlich, steuert, und der andere, unter der Anführung des Absyrtus, des Bruders Medeens,

durch eine zweyte Mündung des Isters segelt und, als die Argonauten durch den südlichen Arm des Stroms in das adriatische Meer einlaufen, sie daselbst erwartet und anzufallen droht. (— 337.) Nach einer vorhergegangenen hinterlistigen Verabredung zwischen Jason und Medeen, wird die Sache dahin vermittelt, daß jener das goldene Vließ behalten, und diese auf die Dianen-Insel ausgesetzt werden soll. (— 451.) Aber kaum ist sie daselbst angelangt, so ermordet Jason den Absyrtus, der ihr mit einigen von seinen Gefährten nachgefolgt ist, (— 492.) und steuert sofort, nachdem er Medeen wieder eingenommen hat, nach der Insel Elektris, am Ausflusse des Eridanus, und von hier aus tiefer hinab nach Corcyra, während die übrigen Kolcher, durch Blitze und die Furcht vor Aeetes geschreckt, sich auf den Inseln des adriatischen Meeres, in der Nähe Illyriens, niederlassen. (— 575.) Mittlerweile macht Juno die Entdeckung, Jupiter habe, durch Absyrtus Ermordung aufgebracht, den Entschluß gefaßt, daß die Argonauten, um sich von ihrer Blutschuld reinigen zu lassen, an der Insel der Circe landen, vorher aber noch viele Leiden bestehen sollten, und erregt zu dem Ende einen Sturm, der die Helden an die Insel Elektris zurückwirft. (— 580.) Hier vernehmen sie von dem Schiffskiele, dem Minerva die Gabe der Rede verliehen hat, das ihnen bestimmte Schicksal und treten eine neue und

gefahrvolle Reise an: (— 591.) denn, nachdem sie in den Busen des Eridanus eingelaufen sind, kommen sie in den Rhodan, den jener aufnimmt, aus dem Rhodan in die Sümpfe des Celtenlandes, (— 642.) aus diesen, nachdem sie eine Menge unbekannter Völker vorbeygesegelt sind, an die stöchadischen Eylande c), und endlich an die Insel der Circe, (— 661.) welche die Sühne vollzieht (— 717.) und Medeen, nachdem sie ihre Geschichte gehört hat, sie sogleich zu verlassen auffordert. (— 752.) Von der Circe-Insel wenden sich die Argonauten weiter nach Süden, entrinnen, mit Hülfe der Thetis und des Aeolus, die Juno gewonnen hat, (— 879.) den Sirenen (— 919.) und den übrigen Gefahren des sicilischen Gewässers, (— 979.) und landen endlich in Phäacien, bey dem Könige Alcinous. (— 1000.) Aber hier stößt Medea auf diejenigen Kolcher, die ihren Weg durch die *cyanischen* Inseln genommen hatten, und vereitelt, nur durch die Freundschaft Aretens, der Gemahlin des Alcinous, und durch ihre in Eile vollzogene eheliche Verbindung mit Jason, die Ansprüche, die ihre Verfolger, wegen ihrer Auslieferung, an diesen machen. (— 1216.) Am siebenten Tage verlas-

c) Man vergl. über diesen sonderbaren Weg, den übrigens nicht Apollonius zuerst, sondern frühere Dichter schon die Argonauten nehmen lassen, Mannerts Geographie. B. IV. S. 44.

sen die Abenteurer Phäacien und sehen bereits die peloponnesische Küste vor sich, als sie plötzlich durch einen Sturm in die libyschen Syrten geschleudert werden, von wannen den Schiffenden keine Rückkehr gestattet ist. (— 1243.) Aus diesem durchaus hülflosen Zustande rettet sie der dunkle, aber durch Peleus richtig enträthselte Ausspruch der Schutzgöttinnen Libyens, die dem Jason erscheinen. (— 1380.) Ihm folgsam, tragen sie die Argo, zwölf Tage lang, auf ihren Schultern durch die Wüste und erreichen zuletzt den tritonischen See, (— 1392.) wo sie, von dem heftigsten Durste übermannt, durch eine der Hesperiden, denen Herkules, den Tag vorher, die goldenen Aepfel entrissen hat, zu einer Quelle gewiesen werden, (— 1456.) auch den Herkules von weitem erblicken, ohne ihn jedoch erreichen zu können, (— 1484.) und zwey von ihren Gefährten, den Kanthus durch Gewalt, und den Mopsus durch einen Schlangenbiß verlieren. (— 1537.) Aus dem genannten See, dessen Bewohner Triton, durch Geschenke und Opfer versöhnt, ihnen den Weg anzeigt, und dem Euphemus eine Erdscholle als Gastgeschenk anbiethet, (— 1619.) schiffen sie in das offne Meer, und erreichen in wenigen Tagen Kreta, wo sie, nachdem Medea den nur an einem Orte verwundbaren Talus, den Hüter der Insel, der ihnen die Landung verwehret, durch ihren Zauber gebändiget hat, eine Nacht zubringen und Miner-

ven am andern Morgen einen Tempel errichten. (— 1691.) Von Kreta aus segeln sie durch eine pechschwarze Finsterniß, die Phoebus endlich auf Jasons Bitte zerstreut, zu der sporadischen Insel Anaphe, (— 1730.) von dieser Insel, ohnfern welcher Euphemus, auf Veranlassung eines Traums, die vom Triton erhaltene Erdscholle in das Meer wirft, und das Eyland Kalliste, den Wohnsitz seiner Nachkommen, hervorsteigen sieht, nach Aegina, (— 1764.) und von hier aus, ohne weitere Unfälle, in den thessalischen Hafen Pagasä. (— 1781.)

Ich hoffe, dieser Auszug wird auslangen, um die Argonautika nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch nach ihren einzelnen Bestandtheilen kennen zu lernen. Gehen wir von ihnen zur Anordnung des Gedichtes und deren Beurtheilung über, so eröffnet sich ein doppelter Gesichtspunkt. Man kann fragen, was ist Apollonius Plan an sich, und was ist er, in Vergleichung mit dem Plane einer Ilias und Odyssee, werth. Ich will von der letztern Frage, als der näher liegenden und leichter zu erörternden, ausgehn. Gesetzt auch, daß ursprünglich weder die Ilias noch die Odyssee ein zusammenhängendes Ganzes ausmachten, so kann doch dieser Umstand die gedachte Rücksicht nicht aufheben oder ihre Beachtung unnöthig machen. Seit dem Aristoteles war man gewohnt, in beyden Gedichten das Gesetz

der Einheit ausgedrückt und beobachtet zu finden, und nach einem andern Grundsatze urtheilten sicher auch Apollonius und Longin nicht.

Wenn der eben genannte Kunstrichter, bey seinem oben erwähnten Ausspruche über die Argonautika, auch die Zusammensetzung derselben vor Augen hatte, und sie von der Seite mit dem homerischen Gedichte verglich, so ist sein Urtheil unstreitig so gegründet, wie irgend eines. Der Plan der Ilias und Odyssee mag der Kritik noch so viel Blößen geben, — so wie wir beyde Werke itzt lesen, verräth ihre Ordnung einen Geist, der sich auszeichnet und auf Größe und Erhabenheit Anspruch macht. Homer erscheint schon in seinen Entwürfen als ein von seinem Gegenstande begeisterter und durchdrungener Dichter, Apollonius dagegen ist nirgends mehr, als ein Erzähler, der sich begnügt, seine Leser ans Ziel zu bringen, gleich viel, ob auf einem leichten oder beschwerlichen, auf einem unterhaltenden oder langweiligen Wege. Wie ganz anders verhalten sich die Herumirrungen des Ulysses, (denn die Odyssee ist es eigentlich, die bey dieser Zusammenstellung in Betrachtung kommt,) gegen die Irrsale der Argonauten! Jene nehmen zwar ebenfalls einen großen Theil des homerischen Gedichts ein: aber sie sind ihm, als Episoden, einverleibt und der eigentlichen Handlung ganz und glücklich untergeord-

net; diese hingegen lassen es zweifelhaft, ob ihre Erzählung oder die Eroberung des goldnen Vließes der wahre Zweck des Gedichts sey: so sehr verliert sich die Unternehmung in die Abenteuer der Helden und ihrer Reise. Ulyß, nachdem wir alle seine Wanderungen und ausgestandenen Leiden kennen, hat unsere Wißbegierde so wenig gesättigt, daß wir vielmehr itzt erst anfangen, recht lebhaft für ihn zu empfinden und zu wünschen; die Argonauten, nachdem sie ihren Schatz erbeutet haben, müssen freylich mit ihm nach Hause kehren. Aber die Absicht ihrer Reise ist erfüllt und die Handlung folglich geendigt. Kein Leser erwartet, nachdem er schon zwey Bücher Sturm und Gefahr bestanden hat, eine neue Reihe von Abenteuern, oder vermag dem Dichter, wenn dieser den abgerissenen Faden wieder aufnimmt, mit Antheil zu folgen, weil er mit Bestimmtheit voraussieht, daß das endliche Ziel, wohin er gelangt, kein anderes ist und seyn kann, als der thessalische Hafen Pagasä, von welchem er mit ihm aussegelte. Bey allem Bestreben, das poetische Interesse von dem Interesse der Neugierde zu trennen, wird er sich nie des Gefühls entschlagen können, daß diese Einfassung der Begebenheiten zur Rechten und Linken, diese doppelte Umgebung der Haupthandlung, von Seiten des Umfangs, wie von Seiten des Einflusses, in einem zu großen Mißverhältnisse gegen die letzte stehe, um für das Erzeugniß einer frey schaffenden

Einbildungskraft und für eine, dem Gesetze der Schönheit entsprechende, Dichtung erkannt zu werden.

Nicht minder groß ist der Abstand zwischen beyden Dichtern, wenn man auf den Gebrauch sieht, den beyde von den, an der Handlung theilnehmenden, höhern Wesen und deren Kräften und Diensten machen. Die beyden Gottheiten, welche den Zug der Argonauten unterstützen, sind Pallas und Juno: aber keine von beyden beweist sich thätig, weil sie durch eine besondere Zuneigung für den Jason geleitet wird, oder, weil ihr Interesse mit dem seinigen und dem Gelingen der Unternehmung verflochten ist. Die Gründe, welche sie zur Theilnahme bewegen, sind eben so zufällig, als unbedeutend. Pallas begünstigt die Argonauten, weil sie die Erbauerin des Schiffes ist, auf dem sie die Reise antreten, und Juno nimmt sich des Führers an, weil Pelias, der ihn sendet, sie bey einem Opfer, das er dem Neptun und andern Göttern brachte, ob aus Vorsatz oder aus Uebereilung, erfährt man nicht einmahl, vergessen oder vernachlässiget hat. Es ist wahr und bekannt genug, daß die Triebfedern, durch welche die homerischen Götter zum Handeln bewogen werden, ebenfalls weder die edelsten noch die wichtigsten sind. Indeß fehlt es ihnen doch nie an einem persönlichen oder an einem leidenschaftlichen Interesse, das ihre Einmischung begreiflich macht,

oder ihre Wirksamkeit begründet. Apollonius dagegen weiß von dem einen so wenig, als von dem andern, und hat es nicht einmal der Mühe werth gefunden, uns über die Bewegungsgründe, von denen geleitet die beyden Göttinnen sich für Jason verwenden, gehörig zu unterrichten: denn daß Pallas die Werkmeisterinn der Argo sey, setzt er, sonderbar genug, als aus andern Dichtern bekannt, voraus, und die Ursache der zwischen dem Pelias und der Juno obwaltenden Feindschaft erwähnt er nur beyläufig und in einem gleichsam wie verloren hingeworfenen Verse *d*). Welchen Gebrauch macht Apollonius überdem von dem Beystande seiner Gottheiten? Beym Homer sind die Götter die Seele seiner Dichtungen, die Kraft, die alles bindet und ordnet. Nichts von Wichtigkeit geschieht ohne sie, und nicht selten überträgt er ihnen, selbst zur Unzeit und bey unbedeutenden Verrichtungen, eine Rolle. Den letztern Fehler hat sich Apollonius vielleicht nicht zu Schulden kommen lassen: aber darum kann er doch keinen Anspruch auf Lob machen. Wenn beym Homer die Götter alles und oft zu viel sind, so sind sie dagegen bey ihm zu wenig. Da sie nicht innig und leidenschaftlich genug in die Handlung verflochten sind, sondern nur zuweilen zu Hülfe gerufen werden, so scheinen sie gewöhnlich auch da, wo sie

d) I. 14.

eintreten, entbehrlich und weniger um des epischen Bedürfnisses, als um des poetischen Herkommens willen herzugerufen. Wenn Pallas vom Himmel heruntersteigt, und mit eigener Hand der Argo durch die cyanischen Klippen hilft, wenn sie und Juno sich gemeinsam an Venus wenden, um Medeen durch Amorn eine unbezwingliche Leidenschaft für Jason einzuflößen, wenn bald nachher Juno einen Vogel abschickt, um dem Argus und Mopsus anzudeuten, daß sie die Unterhaltung der Liebenden durch ihre Gegenwart nicht stören oder erschweren sollen, wenn eben diese Göttin, nachdem Jason die kolchischen Ungeheuer besiegt hat, Medeen eine plötzliche Furcht einjagt, um den Entschluß zur Flucht in ihr zur Reife zu bringen, so kann man, in Hinsicht dieser Fälle, weder behaupten, daß die Dazwischenkunft der Göttinnen zwecklos oder lächerlich sey, noch läugnen, daß Homer seine Götter um weit unbedeutender Angelegenheiten willen bemühe. Gleichwohl machen die Maschinerien der beyden Dichter einen ganz verschiedenen Eindruck. Homer kann, wie gesagt, wegen der zu häufigen und bisweilen unschicklichen Einmischung seiner Götter, Tadel verdienen, allein überhaupt genommen, greifen sie in die Handlung ein und befördern sie. Man ist auf ihre Erscheinung vorbereitet und erwartet selbige, der Anlage des Ganzen gemäß, mit Gewißheit. Apollonius bedient sich der höhern Wesen sparsamer, allein,

wie es scheint, hat er auch da, wo er sich ihrer bedient, keine hinlängliche Veranlassung sie einzuführen. Man ist geneigt zu glauben, daß auch ohne den Zutritt der himmlischen Mächte, die Argo entkommen, Jason Medeen sprechen und diese sich in den jungen Helden verlieben und ihm ihr Vaterland aufopfern könne. Apollonius hat den Antheil der Götter an dem Zuge der Argonauten, von allem Anfange an, zu wenig begründet, um uns in der Folge zu überreden, daß ihre Gegenwart und Einwirkung mehr, als bloße Verzierung, — daß sie nothwendig und wesentlich sey.

Nicht viel besser verhält es sich mit der Rolle, die er dem Führer der Unternehmung zugetheilt hat. Auch Jason ist der Mann nicht, der unsere Bewunderung erregen und unsere Liebe verdienen kann. Um jene zu erwerben, mußte er selbstständiger und größer handeln, und um diese zu gewinnen, *in minder* entehrenden Lagen erscheinen. Ein kurzer Ueberblick dessen, was er thut, wird entscheiden, ob ihn der Dichter anziehend und bedeutend genug geschildert hat.

Offenbar erweckt schon die Art, wie Jason den Oberbefehl überkömmt, die Erwartung nicht, die Achtung und Zutrauen einflößt. Es ist weder das Ansehn der Geburt, noch der Ruf großer Thaten, was ihm die erste Stelle erwirbt, es ist eigentlich die

Weigerung des Herkules, sich der Führung der Argo zu unterziehen, und der Wunsch dieses Helden, statt seiner, den Jason mit dieser Würde bekleidet zu sehn. Eben so wenig führt der Dichter auf der ganzen Seereise nach Kolchis eine Gelegenheit für den Jason herbey, sich durch irgend ein glänzendes Verdienst und durch Proben von Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit über die andern zu erheben. Das einzige, was ihn empfiehlt, ist die ruhige Mäßigung, mit der er einige Mahle die unter seinen Gefährten entstandenen Fehden beylegt, und eigene Beleidigungen verzeiht, übrigens verhält er sich durchgehends leidend, und vergißt sogar, während seines Aufenthalts in Lemnus, in den Armen der schönen Hipsipyle, sich und den Zweck seiner Reise so sehr, daß Herkules bewogen wird, ihn durch einen harten und schimpflichen Verweis an seine Schuldigkeit zu erinnern und zu seiner Pflicht zurückzuführen. Als er hierauf in Kolchis, dem eigentlichen Schauplatze seines Ruhmes, anlangt, hat er das Glück der Tochter des Aeetes, einer allmächtigen Zauberin, zu gefallen, und statt herrlicher Thaten von ihm, sehen wir nichts, als die Wirkungen des mächtigen Zaubers, den seine Geliebte zu seiner Rettung anwendet, und in diesen Wirkungen allen Ruhm und alle Gelegenheit zum Ruhme für ihn untergehn. Nach der Eroberung des goldnen Vließes, eröfnet sich ihm abermahls eine große Aussicht zur

Bestehung wichtiger und ehrenvoller Abenteuer, eine lange und Gefahr drohende Heimreise, aber ohne daß er glänzendere Vorzüge entfaltet, als auf der Hinreise. Die That, bey deren Vollführung er sich am geschäftigsten erweist, ist gerade eine der schwärzesten und weder durch den Zeitgeist noch durch die Umstände zu entschuldigen, — der Mord, den er, in Gemeinschaft mit Medeen, an deren Bruder, Absyrtus, begeht, und dessen Abscheulichkeit der Dichter nicht einmahl zu verhüllen oder auch nur zu *mildern* Sorge getragen hat. Den übrigen Theil des Wegs sind die Götter allein, oder doch nicht mehr, als seine Gefährten überhaupt, beschäftigt. Selbst die eine sich ihm nochmahls darbiethende Gelegenheit, als Held zu sprechen und zu handeln, — sein Zusammentreffen mit den Kolchern in Phäacien und die Aufforderung dieser, ihnen Medeen auszuliefern, geht verloren. Statt hervorzutreten und seine Braut zu schützen, feyert er, was freylich *leichter* war, in aller Eile und Stille seine Hochzeit mit ihr, und verpflichtet dadurch den Alcinous und dessen Gemahlin, die Vermählten in ihren Schutz zu nehmen und die Kolcher zurückzuweisen.

Es ist kaum nöthig zu erinnern, daß auch Medea, ungeachtet sie in die Handlung mehr und öfter eingreift, als Jason, darum doch die einzelnen Theile derselben weder zu einem Ganzen verbindet,

noch von Seiten des Charakters den Leser zufriedener stellt, als er. Eine ungestüme Leidenschaft, die alle Gränzen der Schamhaftigkeit überschreitet und alle Bande der Pflicht gewaltsam zerreißt, giebt ihr freylich eine gewisse Größe: aber diese Größe ist keineswegs edel oder erhaben. Sie ist nicht einmahl schrecklich, wie sie wohl zuweilen auf der Bühne, wo ihr die Eifersucht zur Folie dient, erscheint; sie ist im Gegentheil verächtlich und niedrig. Vergebens sagen wir uns, daß sie eine Ungriechin war und im vorhomerischen Zeitalter lebte, vergebens erzählt der Dichter, daß Juno die heftige Flamme der Liebe für Jason in ihr entzündet hatte, — so lange von der Täuschung des Vaters, von der Unterstützung des Fremdlings gegen ihn, von der Entwendung des goldnen Vließes, und von der heimlichen Flucht aus dem väterlichen Hause die Rede ist, treten diese Gründe als rechtfertigend oder entschuldigend, ein; aber sie werden für ungültig befunden, wenn Absyrtus und seine Gefährten durch die Schwester und Landsmännin dem Würgeschwerte des Griechen überantwortet werden. Mag sie dann immerhin den Schleyer über ihr Antlitz ziehen um die Greuelthat nicht zu sehen, der nähmliche Schleyer wird mit dem Bruderblute bespritzt und erregt den Schauder der Menschheit! Um wie viel weiser und edler handelt Homer, der selbst Helenen so viel Züge von schöner Weiblichkeit leiht, und

wenn er von Klytemnästren reden muß, sie, als die Unholdin ihres Geschlechts mit gerechtem Abscheu verurtheilt!

Solche und ähnliche Ansichten sind es, unter denen uns die Argonautika des Apollonius erscheinen, wenn wir sie als ein Werk betrachten, das eine dichterische Einbildungskraft aus dem rohen Stoffe des Mythus, der vor ihm lag, freywirkend, bildete, und sie nach den Gedichten Homers, wie wir sie itzt lesen, und den aus ihnen abgezogenen Gesetzen der Epopöe beurtheilen. Aber es läßt sich noch eine zweyte Ansicht auffassen, und sie darf um so weniger vernachlässiget werden, da nach ihr das Urtheil über den Werth der Argonautika ganz anders ausfallen muß, als nach der ersten. Der Argonautenzug war, wie wir mit Sicherheit wissen, schon in frühern Zeiten von mehrern Dichtern bearbeitet worden, und die spätern, bis herunter zu den alexandrinischen, und diese mit eingeschlossen, hatten nicht unterlassen, sich wiederholt an demselben Gegenstande zu versuchen e). Als daher Apollonius die Feder ergriff, um eine neue Ausführung zu wagen, fand er eine, im Ganzen genommen, schon völlig geord-

e) Eine Uebersicht der in den Scholien zum Apollonius erwähnten Schriften, die der Dichter bey der Verfertigung seines Werkes benutzte, hat H. Groddek in der Bibl. der alten Litteratur und Kunst St. II. S. 61. u. f. gegeben.

geordnete und gerůndete Erzählung, und Leser, die an den Gang derselben gewöhnt waren, vor sich. Unter diesen Umständen eröffneten sich ihm mehr nicht, als zwey Wege. Entweder er mußte den oder die Mythen vom Argonautenzuge, wie etwa in unsern Tagen mehrere Dichter die Mährchen der Tafelrunde, als bloße Veranlassung, als Materie, aus der erst ein Plan geschaffen und ein Gedicht gebildet werden sollte, behandeln, oder den einmahl gebahnten und geebneten Pfad der Geschichte verfolgen und sich auf die Ausschmückung der einzelnen Sagen, oder überhaupt, auf Darstellung und Verschönerung des einmahl Vorhandenen und schon Geordneten einschränken. Es ist klar, daß alle Erinnerungen, die ich gegen ihn vorgebracht habe, ihn nur unter der ersten Voraussetzung treffen. Aber gesetzt nun, daß Apollonius, was allerdings das Wahrscheinlichere ist, nicht von der Idee ausging, der Schöpfer eines neuen Werkes, oder einer Epopöe, nach dem Vorbilde der homerischen, zu werden, sondern, daß er, sey es aus Achtung für bereits von frühern Dichtern erfundene und begründete Entwürfe, oder aus Ueberzeugung, durch eine veränderte Anlage schon verwöhnten Lesern nicht zu gefallen, in die Fußstapfen seiner Vorgänger trat, wie werden wir ihn dann beurtheilen müssen, oder mit andern Worten, was ist der Plan seines Gedichts, ohne Rücksicht auf Homer und Ideal, werth?

Zuerst, dünkt mich, ist es nicht zu verkennen, daß der Argonautenzug in der Art, wie ihn Apollonius ausgeführt hat, wenn er auch den, nach Einheit, Ründung und Zusammenhang strebenden, Verstand nicht befriedigt, doch die Phantasie nicht leer ausgehen läßt. Die Reise der griechischen Helden von Thessalien aus nach Kolchis und von da zurück in ihr Vaterland hat im Ganzen dasselbe Interesse, welches heute noch die Entdeckungsreisen für jeden Neugierigen haben. Apollonius rollt vor unsern Augen ein großes und reiches Landschaftsgemählde auf. Eine uns oft unbekannte Natur breitet sich vor uns aus; versteckte Küsten und Länder treten aus ihrem Dunkel hervor; wilde Meere und reißende Ströme erfüllen uns mit Schrecken und Grauen, und fremde Nationen und Menschen ziehen uns durch ihre Eigenheiten und Sitten an. Zu diesen an sich schon merkwürdigen und der poetischen Einkleidung *nicht* unfähigen Gegenständen gesellt sich noch eine *lange* Reihe von wunderbaren Sagen und seltsamen Abenteuern, denen man ebenfalls das Verdienst, zu unterhalten und Mannigfaltigkeit in die Erzählung zu bringen, nicht absprechen kann. Bald tödtet sich eine zärtliche Gattin aus Liebe für ihren in der Finsterniß der Nacht durch seinen eigenen Gastfreund erschlagenen Gemahl, und bald wird ein schöner Jüngling von den Nymphen entdeckt und entführt; hier verlieren bewegliche Felsen, die jedes sie durch-

segelnde Schiff verschlingen, nachdem die Argo ihnen entronnen ist, die Kraft sich ferner zu öffnen, und wurzeln fest in den Boden ein, und dort geht eine neue Insel aus einer in das Meer geworfenen Erdscholle hervor; das eine Mahl folgen wir den geflügelten Göttern, die einen unglücklichen Sterblichen von seinen ebenfalls geflügelten Peinigern befreyen, und das andere Mahl werden wir über den Ursprung der kühlen Etesien unterrichtet. Man würde sich in der That einer Ungerechtigkeit gegen den Apollonius schuldig machen, wenn man läugnen wollte, daß er alles, was die einmahl bestehende Anlage seines Gedichts erlaubt, geleistet und, durch die Menge der eingewebten Begebenheiten, seiner Erzählung die nöthige Abwechselung gegeben und die Einförmigkeit der langen Seereise seiner Helden so viel als möglich vermindert habe. Wenn sein Werk jenes Interesse entbehrt, das aus der glücklichen Unterordnung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, aus der allmählich fortschreitenden Entwickelung einer einzigen wichtigen Handlung und aus der wohl begründeten Theilnahme höherer Wesen entspringt, so hat er ihm doch alles das Große, alles das Wunderbare und alles das Anziehende zu geben gewußt, dessen eine Sage empfänglich war, in deren Bestandtheilen er sich keine wesentlichen Veränderungen gestatten wollte.

In eben dem Maße aber, in welchem die einmahl herkömmliche Behandlung der Argonauten-Fabel dem Plane des Dichters zu gut kommt: in eben dem Maße wird sie auch seinen Charakteren zu gut kommen müssen. Die Charaktere eines Jason, eines Orpheus, einer Medea, hatten unstreitig durch die Länge der Zeit und durch die sich immer gleich bleibenden Schilderungen der Dichter eine eben so große und unwandelbare Bestimmtheit erhalten, wie die Charaktere eines Neptun, einer Juno und einer Circe. Sie nach seinem Bedürfnisse umbilden und ihnen neue Eigenschaften und Richtungen leihen wollen, würde ein eben so gröblicher Verstoß gegen den herkömmlichen Glauben und die Gesetze der Wahrscheinlichkeit gewesen seyn, als wenn ein nachhomerischer Dichter sich unterfangen hätte, einen Nestor stürmisch und aufbrausend und einen Apoll sanft und bedächtig zu schildern. Wenn Jason daher unter den jungen Helden, seinen Gefährten, weniger groß und thätig erscheint, als wir von dem Haupte der Unternehmung erwarten, und Medea eine, ihr Geschlecht entehrende, Treulosigkeit, Grausamkeit und Härte in sich vereinigt, wenn jener durch keine besondern Vorzüge und ausgezeichneten Handlungen fesselt, und diese oft beleidiget und empört, so würde Apollonius seinen Tadlern vielleicht mit Grunde erwiedern, daß schon in den frühesten Gedichten der Argonauten-Sänger auf den Jason kein besonderes

Licht falle, und Medea nie eine andere Rolle, als die einer gefühllosen Zauberin, spiele. Eben diese Antwort würde er, und mit nicht geringerm Rechte, bey mehrern, entweder gar nicht, oder doch nicht hinlänglich begründeten, Dichtungen, gegen seine Kritiker geltend machen. Was ist, um ein einziges Beyspiel aufzustellen, befremdender und zweckloser, als der Entschluß der Argonauten auf ihrer Heimfahrt einen andern Weg, als auf ihrer Hinfahrt nach Kolchis zu wählen, und, statt durch den Hellespont, durch einen Arm des Isters zu segeln und neue Leiden und Gefahren zu suchen. Alles, was wir zur Beschönigung dieses thörichten Einfalls in den Dichtern finden, ist eine leise Andeutung des Phineus, ein unabsichtlich hingeworfenes Wort, dessen sich Jason wieder erinnert *f*). Aber ist dieß genug, um eine neue Unternehmung, die mit solchen Abenteuern und Schwierigkeiten verbunden ist, zu begründen? Würde nicht hier jeder andere Dichter wenigstens die Verfolgung der Kolcher, und die Nothwendigkeit sich vor ihnen zu retten, zu Hülfe genommen haben? und da Apollonius dieses nicht thut, was bleibt uns übrig, als anzunehmen, daß er entweder sehr blödsichtig war, um diesen bessern Weg vorüberzugehn, oder daß er seine Rechtfertigung in der ein-

f) I. 421, vergl. IV. 253.

mahl so geordneten und gebildeten Fabel zu finden glaubte?

Aber was that dann nach dieser Voraussetzung Apollonius für die Anordnung und Anlage seines Gedichtes? Hat er überhaupt einiges Verdienst um diesen Theil seiner Arbeit und welches?

Es leuchtet von selbst ein, daß diese Frage sich auf keine Weise auch nur mit Wahrscheinlichkeit, geschweige denn mit Gewißheit, beantworten läßt, da, außer dem Gedichte des angeblichen Orpheus, das mit dem seinigen sich weder an Gehalt noch Umfang vergleichen darf, kein früheres, ähnlichen Inhalts, auf unsere Zeiten gekommen ist. Daß der alexandrinische Dichter nicht jedes Mährchen über den Argonauten-Zug aufgriff, sondern, unter der Menge derselben, nach Gründen wählte, leidet freylich keinen Zweifel. Abgerechnet, daß wir eine beträchtliche Anzahl von Sagen, von denen er keinen Gebrauch gemacht hat, bey andern Schriftstellern finden, so belehren uns auch die alten und schätzbaren Scholien über sein Werk, daß die Dichter, die vor ihm sangen, nicht den nähmlichen Pfad betreten hatten. Aber ob er einem von ihnen ausschließend folgte, oder, was allerdings glaubwürdiger ist, alle benutzte, und aus allen schöpfte, und welche Gesetze er in diesem Falle beobachtete, liegt im Dunkeln. Was sich aus den vorhandenen Scholien, obgleich eben-

falls nur sehr unvollständig erforschen läßt, ist, welche Sagen ihm mit andern Dichtern gemein und welche diesen eigenthümlich waren. Schwerlich dürfte sich jedoch, selbst aus der sorgfältigsten Sammlung und Zusammenstellung dieser Angaben, irgend ein befriedigendes Resultat über die Oekonomie der Argonautika des Apollonius, und über sein Verdienst um die Oekonomie des Gedichts herleiten lassen. Was er selbst über die Wahl und Anordnung seines Stoffes sagt, ist ein flüchtiges Wort g), das ohne Bedeutung ist, weil es uns nichts lehrt, als was wir ohnehin schon mit Sicherheit erwarten und annehmen durften, — daß er nähmlich vor oft schon bearbeiteten und von andern glücklich ausgeschmückten Sagen vorübergegangen sey. Wenden wir uns daher von dem Ganzen zu den einzelnen Theilen und untersuchen Apollonius Verdienst um die Behandlung und Darstellung seines Stoffes.

Es sind hauptsächlich zwey Vorzüge, die, wie ich glaube, Apollonius Verdienst von der Seite bestimmen, und unter diesen ist der erste und durchgehends anerkannte seine Sprache. Reinheit im Vortrage, Zierlichkeit in den Wortfügungen, und Wohlklang im Versbau sind zwar überhaupt die Tugenden, durch welche die alexandrinischen Dich-

g) I. 18.

ter sich auszeichnen, aber von allen dürfte gleichwohl dem Apollonius der Preis in dieser Rücksicht zuerkannt werden müssen. Man kann in der That sein Werk nicht lesen, ohne sogleich die ungemein große Aehnlichkeit zwischen ihm und Homer, von Seiten des Ausdrucks, zu bemerken. Er scheint gleichsam an dem Munde dieses alten Barden gehangen, und den Strom seiner poetischen Rede in sich übergeleitet zu haben; so sehr findet man nicht bloß die einzelnen Worte und Redensarten, so sehr findet man selbst die Wendungen, die Gleichnisse, die Perioden und alle Eigenthümlichkeiten des Lehrers in der Nachahmung des Lehrlings wieder. Ich weiß, indem ich dieß schreibe, daß ich Apollonius Lob beschränke. Aber es ist längst bekannt, daß das Erstreben der Vollkommenheiten Homers und der ältern Dichter Griechenlands das höchste Ziel war, welches die Alexandriner kannten, und der Ausspruch, daß ihnen dieß Bestreben gelungen sey, *ein* Urtheil ist, welches sie selbst als ehrenvoll angesehen haben würden. In einem Zeitalter, wie das ptolemäische, wo alle Dichter ängstlich am Boden krochen, und keiner den Muth oder den Beruf in sich fühlte, die frühern Vorbilder zu verlassen und einen eigenen Weg zu versuchen, kann nicht Originalität, sondern eine mehr oder minder gelungene Nachahmung des schon Vorhandenen den Maaßstab zur Würdigung des poetischen Verdienstes abgeben.

Eine zweyte Eigenschaft, die ich dem Apollonius als Tugend anrechne, ist die Mäßigung, die er in der Bearbeitung eines, zu vielen Ausschweifungen verführenden, Gegenstandes beobachtet hat. Wenn er auch, was Niemand verbürgen wird, den Mythus vom Argonauten-Zug nicht darum wählte, weil er ihm Veranlassung gab eine ausgebreitete und glänzende Belesenheit zur Schau zu tragen, so ist doch nicht zu läugnen, daß ihm sein Stoff die mannigfaltigsten Gelegenheiten darboth, eine Menge mythischer, historischer und geographischer Kenntnisse zu entfalten, und ihn der Gefahr aussetzte, den Dichter über dem Alterthumsforscher und Gelehrten zu vergessen, und sich in unzeitige und geschmacklose Erzählungen und Schilderungen zu verlieren. Daß er hier, (ich kann immer nur vergleichungsweise reden,) sich so ganz in den Schranken der Mäßigung halte, wie der reine Geschmack fodert, und, wo er Gegenstände von der eben genannten Art behandelt, so glücklich sey, wie der Sänger der Abenteuer des Ulysses, — wer mag es behaupten *b*)? Die Hälfte seines Werkes sind ja Länder- Völker- und Sitten-Gemählde, und vielleicht entbehren selbst die vorzüglichsten unter ihnen jenes wahrhaft romantische Co-

b) Man vergl. unter andern die ausführliche geographische Angabe des Laufes des Thermodon, II. 972. u. f. und die Schilderung der Sitten der Mossynöken 1015. u. f.

lorit, welches den ähnlichen Gemählden Homers einen so seltnen Zauber ertheilt, und um so schwerer erhalten wird, je mehr die Oerter und Gegenden der Erde bey fortschreitender Länderkunde aus dem Dunkel hervortreten, das für die Phantasie des Dichters und des Lesers gleich wohlthätig ist *i*). Aber abgerechnet, was ihm der Gegenstand auferlegte, und die Zeit, in der er lebte, zu erreichen versagte, so gebührt ihm der Ruhm, daß er sich gegen den verderbten Geist seines Jahrhunderts weit mehr verwahrt, als Kallimachus und andere alexandrinische Dichter. Seine Episoden sind zweckmäßig gewählt und hängen mit der Erzählung zusammen, die Mythen, die er einwebt, sind keine solche, die erst aus dem tiefen Schachte des Alterthums mühsam zu Tage gefördert werden mußten, und keinen andern Werth haben, als den, daß sie befremden, sondern empfehlen sich, als bedeutend, sinnreich und anmuthig; seine Schilderungen fremder Völker und Gegenden bleiben stets innerhalb den Gränzen der Wahrheit und enthalten keine andern Züge, als solche, die man versteht, wenn man auch nicht so belesen ist, wie Apollonius war; seine Gleichnisse

i) Viele Gemählde des Dichters erinnern z. B. auffallend an Stellen im Xenophon. Man halte die Schilderung, die Apollonius von der Küste der Mariandyner und den Sitten der eben angeführten Mossynöken entwirft, mit denen in dem Feldzuge des jungen Cyrus VI. 2. und V. 4. zusammen.

endlich fließen von keiner versteckten Gelehrsamkeit über, sondern sind aus der Natur und von Gegenständen, die in die Sinne fallen, entlehnt. Mit einem Worte, keiner unter den Alexandrinern darf sich, wenn ich den Theokrit ausnehme, rühmen, mitten unter der Verführung des falschen Zeitgeschmacks, der kunstlosen und einfachen Manier Homers treuer geblieben zu seyn, als Apollonius.

Unstreitig waren es diese beyden durch sein ganzes Gedicht bewährten Vorzüge, seine sich nie versteigende und nie sinkende Sprache, und seine kluge Vermeidung alles Uebertriebenen und Ausschweifenden, weshalb Longin, in der gleich anfangs erwähnten Stelle, von ihm sagt, daß er nie gefallen sey, und Quintilian ihn einen unverächtlichen Dichter nennt, der immer auf einer gewissen sich gleichbleibenden Mittelstraße einhergehe *k*). Aber um ganz gerecht zu seyn, hätte der erste billig bemerken müssen, daß Apollonius nicht nur nicht falle, sondern sich auch zuweilen wirklich erhebe, und der zweyte nicht vergessen sollen, daß der Maaßstab, der

k) Non contemnendum edidit opus aequali quadam mediocritate, lauten die Worte Instit. orat. X. 1. p. 893. Ed. Burmann. Mehrere haben die mediocritas, die der Kunstrichter dem Apollonius zuschreibt, für Tadel gehalten. Aber wenn Quintilian die Argonautika für ein unverächtliches Werk erkennt, so kann er es nicht zugleich für ein mittelmäßiges erklären.

für sein Gedicht, wenn man es als ein Ganzes betrachtet, paßt, für einzelne Stellen desselben zu klein ist. Diese einzelne Stellen sind es, die eigentlich Apollonius Beruf zum Dichter bewähren, und einen Geist verrathen, der, in frühern Tagen geboren, mit Homer gewetteifert haben würde. Ich glaube das Andenken des Dichters nicht besser ehren zu können, als wenn ich einige sich auszeichnende Stücke aushebe und sie dieser Abhandlung über ihn beyfüge.

Das erste (B. II. 537 — 606.) schildert die Durchfahrt der Argo durch die cyanischen Klippen, und erinnert an eine ähnliche, die Ulysses durch die Charybdis und Scylla (Od. XII.) wagte. Die Helden segeln so eben von der bithynischen Küste ab, und der Dichter beginnt:

Auch Athene gewahrte die Abfahrt des Schiffes vom Lande.
Und sie setzte sogleich den Fuß auf ein leichtes Gewölke,
Daß es aufs eiligste sie, die Gewichtige, trüge von dannen,
Und erschwebte das Meer, mit Liebe der Ruderer denkend.
Wie wenn irgend ein Mann, in der Fremde wallend, — und vielfach

Schweifen duldend die Menschen umher, — ihm dün-
ket der Länder
Keines entfernt und es liegen ihm alle Wege vor
Augen:
Wie den plötzlich zurück nach der Heimath verlangt
und er alle
Pfade, die feuchten und trocknen l), zugleich durch-
fliegt und die Blicke,
Sinnig in sich gekehrt, bald da, bald dorthin er-
hebet;
Eben so rasch und behend stieg auch Athene hernie-
der m),
Und vertraute den Fuß der unwirthlichen thynischen
Küste.

Als nun diese dem Sund sich nahten, dem engen
gewundenen,
Den zerrissene Klippen von jeder Seite verschlossen,
Und die strudelnde Fluth den Bauch des wandelnden
Schiffes
Wild umbrauste, sie nur viel fürchtend weiter sich
wagten,

l) Die Wege zu Wasser und zu Lande.

m) Der Vergleichungspunkt ist: So schnell Gedanke auf Gedanke in der Seele des heftig Verlangenden sich folgt, so schnell stieg Minerva vom Himmel. Für die Richtigkeit der Erklärung bürgt die einfacher ausgedrückte Stelle in der Il. XV. 80, die Apollonius sicher vor Augen hatte.

Drauf in das Ohr das Getös der zusammenschlagenden Felsen
Rastlos erscholl, und die Küsten des Meeres brüllend ertönten,
Da erhub sich, beherzt, das Vorderschiff zu besteigen,
Eine Taub' in der Hand, Euphemus. Die Ruderer aber
Rührten alle, von Tiphys den Agniaden ermuntert,
Wacker die Ruder, damit durch die Felsen hindurch sie sich wänden,
Ruhend auf eigener Kraft. Und als sie die Krümmung umfuhren,
Sahn sie, die letzten von allen, die Felsen eben geöffnet:,
Und in jegliche Brust floß Bangigkeit. Aber Euphemus
Ließ die Taube der Hand entflattern. Jene verfolgten,
Alle zugleich die Häupter erhebend, den Flug, und die Taube
Schwebte die Felsen hindurch, die wieder, gegen einander
Beyde zugleich sich neigend, erdröhnten. Wie Wolkengestöber,
Spritzte die kochende Fluth empor; es donnerte furchtbar

Rings der Pontus umher, und überall bebte der Aether.
Tief im Grunde des Meers, das wüthend unter den rauhen
Klippen sich brach, erklangen die Höhlen, und hoch an das Ufer
Schlug der weißliche Schaum der wild aufwallenden Woge.
Wirbelnd drehte der Strom das Schiff, und der flüchtigen Taube
Kürzten die Felsen des Schweifes Gefieder; doch schlüpfte sie selber
Glücklich davon. Laut jauchzten die Schiffer; aber es mahnte
Tiphys, kräftig die Ruder zu brauchen: denn wiederum theilte
Sich das Geklüft. Noch staunten darob die Helden, als plötzlich,
Wiederkehrend, der Strom das Schiff in die Mitte der Felsen
Ungestüm warf. Da faßte auf einmahl tödtliches Schrecken
Alle: denn über dem Haupt' hing unvermeidlich Verderben.
Was sie erblicken, sie sehen nichts, als den unendlichen Pontus,
Und aus der Tief' empor die Fluth, gleich einem zerrißnen

Felsen, plötzlich zum Berg sich thürmen. Als sie daherrollt
Weichen sie aus und beugen das Haupt: denn über den ganzen
Schiffsraum drohte sie sich zu stürzen und alles zu decken.
Aber Tiphys, geschickt in der Wendung der Ruder, vermeidet
Schnell die Gefahr. Es bricht sich unter dem Kiele die Woge,
Fasset das Schiff von hinten und hebt es über die schroffen
Felsen hinauf und trägt's, hoch schwebend, über der Tiefe.
Itzt lief rastlos Euphemus umher und beschwur die Gefährten,
Nicht der Sehnen des Arms zu schonen. Jene, voll Eifer,
Peitschten die Fluthen. Allein so viel sie des Weges gewannen,
Zweymahl so weit riß wieder der Strom sie zurück. Wie in Bogen,
Krümmten sich unter der Kraft der nervigen Helden die Ruder.
Aber plötzlich getrennt zerfloß die schwebende Woge,
Und wie die Walz' in das Thal, so verläuft auf der Woge das Schiff sich,

Vor-

Vorwärts geneigt, in die Bucht der Wasser. Die wirbelnden Ströme
Hielten es zwischen den Klippen gefangen. Von jeglicher Seite
Brausen sie donnernd heran, und gehemmt ist die Schnelle des Laufes.
Da ereilte und zog mit der Linken Athene die wilden
Klippen zurück und trieb mit der Rechten das Schiff durch die Mündung.
Wie ein gefiederter Pfeil, durchschnitt es die schäumenden Pfade.
Nur die wehende Fahn' auf dem Hintertheile zerstückten,
Als sie zusammenbrausten, die Felsen. Ruhiger kehrte
Nun Athene zurück zum Olymp, der Rettung sich freuend.
Aber fest in den Boden gewurzelt standen die Felsen,
Itzt für immer vereint: denn also wollt' es der Götter
Ewiger Schluß, wenn einmahl ein Schiffer ihnen entränne.

Das zweyte, das ich aushebe, gehört, so viel ich weiß, dem Apollonius als Eigenthum an und zeigt, wie leicht er sich in jeden Ton zu fügen und seine Sprache ihm anzupassen verstand. Die Schutzgöttinnen Jasons legen ihren Besuch bey Venus ab,

(B. III. 79 — 166.) um sie zur Theilnahme an dem Schicksale des Helden aufzufodern. Juno hat ihr Gesuch bereits vorgelegt, und Venus antwortet:

»Würdige Göttin, fürwahr die schlechteste unter den Frauen
Müsse Cythere dir seyn, wofern ich deinem Verlangen
Weigere Wort oder That, so viel ich irgend mit schwachen
Händen vermag, und dafür je eines Dankes begehre.«

Also sprach sie und schwieg und freundlich entgegnete Juno:
»Nicht bedürfen wir Kraft, o Göttin, und mächtiger Arme.
Ruhig wende du dich zu deinem Sohn und gebiethe,
Daß er Medeen das Herz mit Verlangen für Jason erfülle.
Einiget diese sich nur mit dem Aesoniden zum Bunde,
O so kehrt er gewiß, im Besitz des goldenen Vließes,
Leicht nach Jolkos zurück: denn reich an Trug ist das Mädchen.«

Also sprach sie, und beyden zugleich erwiederte Cypris:
»Here und Pallas, fürwahr, weit eher möchte der Knabe
Euch gehorchen, als mir: denn einige Scheu in den Augen
Hägt, so denk' ich, für euch der Schamlose dennoch. Mich aber
Hält er für nichts und erbittert mich täglich durch Hohn und Verachtung.
Zornig wollt' ich ihn jüngst, der mich immer umstrickenden Bosheit
Müde, das freche Geschoß und die furchtbar-rauschenden Pfeile,
Offen, zerbrechen; er aber erbos'te darob sich und drohte:
Wenn ich nicht stracks, bevor er in Wuth sich erhübe, die Hände
Von ihm wendete, werd' ich zu spät den Frevel bereuen.«

Also sprach sie. Es hörten's die Göttinen lächelnd und blickten,
Schweigend, sich an, und jene begann von neuem mit Unmuth:
»Andern dünkt mein Leiden ein Spott, auch will mirs nicht ziemen,

Allen Alles zu klagen. Genug, daß ich es empfinde. —
Doch, weil einerley Wunsch das Herz euch beyden beweget,
Will ichs versuchen und schmeichelnd ihm nahn. Vielleicht ist er milde.«

Also sprach sie. Es drückte darauf ihr Here die zarte
Hand und lächelte freundlich sie an und erwiederte dieses:
»Thue, was du versprachst, und vollbringe, geliebte Cythere,
Eilends uns dieses Geschäft. Nur rede sanft und erbittre,
Zürnend, den Knaben nicht mehr. Er wird schon fürder sich fügen.«

Sprach's und erhub sich vom Sessel und mit ihr Pallas Athene,
Daß sie beyde zurück sich wendeten. Aber Cythere
Eilte durch jegliche Schlucht des Olymps, den Knaben zu finden.
Und sie fand ihn in Zevs einsamen Blumengefilde,
Ihn nicht allein; sie fand auch den Sohn des Tros. Durch der Schönheit
Wunder bethört, hatt' einst ihn Zevs an die Tafel der Götter,

In den Himmel hinauf, versetzt. Mit goldenen Würfeln
Spielten die Knaben, sich gleich an Alter und ähnlich an Sitten.
Amor, der Listige, hielt die hohle Linke mit Würfeln
Vollgefüllet bis oben und drückt sie fest an den Busen,
Aufrecht stehend. Indeß saß, niederkauernd, der andre
Neben ihm traurig und schwieg. Er hatte, einen und wieder
Einen sorglos verspielend, nur zwey noch und zürnte dem Lacher.
Und als diese sich bald zu den schon verlornen gesellten,
Schlich er mit leerer Hand, geplündert, davon und bemerkte
Cypris, die Kommende, nicht. Die aber stellte sich traulich
Neben den siegenden Sohn und begann, in die Wangen ihn kneipend:

„Arger Schalk, was lachst du so heimlich? Hast du den Armen
Dort unredlich besiegt, und die Einfalt tückisch belistet? —
Eile, du mußt ein Geschäft vollbringen, wie ich es wünsche!

Deiner erwartet dafür ein Geschenk, ein niedliches Spielwerk,
Einst erfunden für Zevs von Adrasteen, der Amme,
Als er in Ida's Geklüfte noch kindischer Spiele sich freute,
Ein hochfliegender Ball. Du könntest ein schöneres Kleinod
Selber nicht aus den Händen Hephästos, des Künstlers, empfangen.
Eingelegt in den Ball sind goldene Zirkel. Um jede
Wälzen sich zwey, in sich selbst zurück gewendete, Bögen,
Deren Fugen du immer entdeckst, und über sie alle
Läuft ein azurner Kreis *n*). Mit rüstigem Arme geschwungen,
Zieht er, als wär es ein Stern, ein feuriges Rad durch die Lüfte.
Diesen künstlichen Ball verehr' ich dir, wenn du Aeetes
Tochter mit deinem Geschoß für Jason verwundest. Wohlauf dann,
Säume dich nicht: der Dank geht in der Säumniß verloren."

n) Der Ball war also zugleich eine Erdkugel. Die goldenen Zirkel sind der Aequator und die Ekliptik, die zwiefachen, auf jeder Seite sie umgebenden, Bögen die nördlich kalte und gemäßigte und die südlich kalte und gemäßigte Zone, und der Kreis, der alle diese Linien durchschneidet, der Meridian. Das Spielzeug paßte, wie man sieht, für Zevs, den Beherrscher des Himmels und der Erde, dem es, nach Venus Aeußerung, ursprünglich bestimmt war, nicht übel.

Also sprach sie, und süß erklang dem Knaben die Rede.
Plötzlich warf er die Würfel hinweg und umfaßte mit beyden
Händen der Mutter Gewand und zog es dahin und dorthin,
Bittend, daß sie sogleich das Geschenk ihm reiche. Sie aber
Wies ihn schmeichelnd zurück, und hielt, auf die Wange ihn klopfend,
Unter Küssen, ihn fest umarmt, und entgegnete also:

„Lieber Knabe, bey dir und bey mir selber bezeug' ichs,
Daß ich die Gabe dir sicher gewähr' und nimmer dich täusche,
Wenn du mit deinem Geschoß Aeetes Tochter bezähmest.“

Also die Göttin, und jener errafft die Würfel und schüttet
Alle, richtig gezählt, in den Schooß der reizenden Mutter.
Drauf ergreift er in Hast den in Sträuchen lehnenden Köcher,
Ihn mit goldenem Band umgürtend, und faßt den gekrümmten

Bogen, und lenket den Schritt durch Zevs fruchtbares Gefilde,
Und dann, sonder Verzug, stets vorwärts nach des Olympus
Himmlischen Pforten. Von da senkt steil hinab in die Tiefe
Sich der ätherische Weg. Zwey Pfeiler erheben daselbst sich,
Häupter unendlicher Berge, der Erde Gipfel, von wannen
Helios röthende Gluth die ersten Strahlen versendet.
Drunter aber erscheint dem die Luft durchschreitenden Gotte
Hier die Erde, mit Kräutern und Blumen besät, und der Menschen
Herrliche Städt', und dort der Flüsse heilige Quellen,
Und die Höhen umher, und der alles umschlingende Pontus.

Die dritte und, nach meinem Gefühle, vorzüglichste Stelle des ganzen Gedichtes, ist ein Gemählde voll Leidenschaft, der Kampf der Liebe und Ehre in der Brust Medeens. (III. 744 — 824.) Ihre Schwester Chalciope ist so eben mit der Versicherung von ihr gegangen, daß sie sich der Sache derselben annehmen und dem griechischen Fremdlinge, zur

Ausführung seines Vorhabens, hülfreiche Hand biethen wolle.

Jetzt bedeckte die Nacht das Land mit Dunkel; es blickten
Aus den Schiffen die Schiffer empor nach den Sternen Orions
Und nach Helicens Glanz. Zur Ruhe neigte der Wandrer
Und der Hüter am Thor das Haupt; selbst über der Mutter,
Die, um der Kinder Verlust sich härmte, schwebte der Schlummer.
Weder der Hunde Gebell, noch ein anderes lautes Getöse
Füllte die Stadt; das Schweigen beherrschte der Finsterniß Schatten.
Nur zu Medeen herab stieg nicht der liebliche Schlummer.
Wach erhielt sie die sehnende Lieb' und die Sorge für Jason,
Und die Furcht vor der Kraft der Stiere, der zu erliegen
Ihn das harte Geschick in Mavors Felde bestimmte.
Mächtig erbebte darob das Herz ihr im innersten Busen.

Wie von der Wand des Hauses der Strahl der leuchtenden Sonne
Wiederprallet; es wirft ihn zurück das Wasser, so eben
In ein Gefäß oder Becken gegossen; in flüchtigen Kreisen
Hüpft er empor und wendet sich unstät dahin: und dorthin:
Also bewegte sich auch das Herz in dem Busen des Mädchens.
Thränen des Grams entreißen sich ihren Augen, und mächtig
Tobet der stechende Schmerz durch den Körper, tobet durch alle
Zarte Fibern und dringt zu des Hauptes innersten Nerven,
Wo am heftigsten stets die Empfindung wüthet, wenn Cypris
Unermüdeter Sohn mit Kummer die Seele belastet.
Bald gedenkt sie bey sich, die Stiere bezähmenden Mittel
Ihm zu verleihn, bald nicht. Itzt wählt sie selber zu enden,
Und drauf weder zu sterben, noch ihm die Mittel zu reichen,
Sondern, gefaßt, ihr Leiden in stiller Ruhe zu tragen.

Wiederum sitzet sie sinnig und in sich versenkt und beginnet.

»Ach ich Aermste! Wohin ich mich wende, überall folget
Jammer mir nach und umwindet die Seele. Nirgends ein Mittel
Wider das Uebel. Es brennt und zerreißt und foltert. o hätte
Artemis schnelles Geschoß mich ereilt und niedergeschmettert,
Eh' ich ihn sah und die Söhne Chalciopens zu den Gestaden
Gräciens zogen. — Ein Gott, wo nicht der Furien eine
Hat sie, uns Elend und Qual zu bereiten, rückwärts geleitet.
Mag er fallen im Kampf, wenn ihm das Schicksal in Ares
Flur zu sterben beschied! Wie könnt' ichs den Aeltern verbergen,
Daß ihn mein Zauber erhielt? und wie mich selbst ihm entdecken?
Wie und durch welcherley Rath und Betrug ihm Hülfe verleihn? —
Soll ich allein ihn sehn, und ohne Zeugen umarmen?
Ach ich Bedrängte. Und doch wird, fällt er im Kampfe, mein Jammer

Darum, ich fürcht' es, nicht ruhn. Vermehren wird sich mein Leiden,
Wenn er, der Seele beraubt, dahin sinkt. — Lebe dann, Ehre,
Leb', o Züchtigkeit, wohl! Durch mich gerettet, entrinn' er
Jeder Gefahr und wandle, wohin das Herz ihm gebiethet.
Sterben will ich, ich selbst an dem Tage, der, mit des Sieges
Palme gekrönt, ihn erblickt, sey's in die Schlinge den Nacken
Knüpfend, oder durch Gift des Lebens Flamme verzehrend.
Aber Lästerung harrt auch dann der Erblaßten und folget
Ueber die Erd' ihr nach. Von meinem Schicksal ertönen
Werden die Straßen der Stadt und Kolchierinnen mit frecher
Zunge gewiß, die so und anders jene, das Mädchen
Tadeln, das für den Fremdling, von Liebe durchglüht, in des Todes
Arme sich warf, und, von Wahnsinn besiegt, ihr Haus und die theuren
Aeltern entehrte. Wie viel wird meine Schande nicht mehren?

Weh mir ob solchem Geschick! O warlich es wäre mir besser,
Noch in der heutigen Nacht in dem Schlafgemache des Lebens
Bande behend zu lösen und aller Schmach zu entfliehen,
Eh' ich ein schimpfliches Werk und ein unnennbares beginne.«

Also sagend, ergriff sie ein Kästchen, in dem sie der seltnen
Gifte, der heilsamen viel' und der tödtenden viele, bewahrte,
Hub's auf die Knie hinauf und weinte. Thränen an Thränen
Rollten herab in den Schooß und drängten sich dichter und dichter,
Weil sie den eigenen Tod bejammerte: denn sie gedachte
Aus feindseligen Giften zu wählen, daß sie vollende.
Und schon hatte sie langsam des Kästchens Riegel gelöset,
Und die forschende Hand ihm genahet: aber auf einmahl
Drängte sich ihr vor die Seele das Bild des scheußlichen Todes.

Lange saß sie, erstaunt und der Sprache beraubt, und des Lebens
Wunderselige Sorgen umschwebten sie alle. Mit Sehnsucht
Dachte sie jeglicher Lust, die unter den Sterblichen wallet,
Dacht', ein Mädchen, zurück an der frohen Gespielinnen Kreise,
Und es däucht ihr, sie sehe die Sonne schöner als jemahls
Leuchten, während ihr Sinn auf dem Einzelnen, prüfend, verweilet.
Ruhig hebt sie, (so ganz hat Here den Sinn ihr geändert,)
Von den Knieen das Kästchen herab, und ihre Gedanken
Schweifen nicht länger, getheilt, umher. Ihr einziger Wunsch ist,
Eos, die Holde zu schaun, damit sie die zähmenden Gifte,
Wie sie verhieß, ihm reich' und seinen Augen begegne.
Oefters löset sie nun die Riegel der Thüren und forschet,
Ob nicht in Osten die Wolken sich röthen. Endlich erscheinet
Eos erfreulicher Strahl, und die Straßen füllet die Menge.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, auf die einzelnen Schönheiten dieser Stelle hinzuweisen, noch ein Wort zu Apollonius Empfehlung hinzufügen zu müssen. Ein Dichter, der so dichtet, ist, wenn ihm auch die Hauptsache, wie Horaz sagt, mißräth, weil er kein Ganzes zu bilden weiß, doch ein Mann, der die Aufmerksamkeit der Menschen verdient und sich nie in der Menge verlieren kann.

Ende des ersten Stücks.

Anzeige.

Von der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, ist das zweyte Stück des 63sten Bandes unter der Presse. Das erste Stück dieses Bands enthält, unter andern, Rec. von Lichtenbergs Commentar über Hogarth's Kupfer und von Göthe's Propyläen. Es ist mit dem Bildnisse des kürzlich verstorbenen Direktors der Leipziger Maler-Academie, Herrn Prof. Oeser's, verziert, dessen Verdienste in einem angehängten Aufsatze entwickelt werden.

Von N. Schmid's Rechenkunst, die in allen Hannöverischen Schulen eingeführt ist, hat eine neue, mit einer Anweisung zum Kopfrechnen und einer vollständigen Beschreibung des deutschen Münzwesens, zum Gebrauch für Kaufleute, außer *vielen* andern kleinern Zusätzen, von Hrn. Andreas Wagner, Privatlehrer der Rechenkunst zu Leipzig, versehene Ausgabe so eben die Presse verlassen. Der erste Band kostet 1 Thlr. 8 gr. der zweyte 20 gr. beyde also 2 Thlr. 4 gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dyck, Johann Gottfried, 1750-1815 [Herausgeber] / Dyck, Johann Gottfried, /
Schaz, Georg,

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften
Bd.: Sechster Band

Leipzig 1800

L.eleg.g. 390 a-6,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574721-9
VD18 80335705-001